2,00 DM / Band 767
Schweiz Fr 2,00 / Östrr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Zeit der Wachsleichen

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Zeit der Wachsleichen

John Sinclair Nr. 767

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 16.03.1993

Titelbild von José Maria Miralles

Sinclair Crew

Zeit der Wachsleichen

Dämmerung über dem Tal. Dämmerung über Grainau. Dämmerung aber auch über dem in drei Etagen angelegten Friedhof des Ortes, neben dem die Kirche wie eine Wächterin stand, die ihren Arm in den Himmel gereckt hatte, als wollte sie um Vergebung bitten.

Der Mond verbarg sein rundes Gesicht hinter dünnen Wolkenschleiern, als hätte selbst er Angst davor, dem Grauen zuzusehen, das sich auf dem Friedhof abspielte.

Wie tot lagen die Gräber in der Dunkelheit. Nur auf dem unteren Drittel brannten noch die Kerzenstummel in den kleinen Votivschalen, trotz der Windböen.

Es hatte in der letzten Zeit kaum mehr geregnet. Dementsprechend trocken war der Boden gewesen. Der Wind riß Sand, Staub und einiges mehr mit.

Längst hatte der Friedhof seine erhabene Ruhe verloren. Er war zu einem Ort der Schatten und Düsternis geworden. Manche Gräber wirkten wie kleine Ungeheuer, die aus dem Boden hervorschauten…

Die Kirche stemmte sich dem einfallenden Wind entgegen. Er heulte regelrecht, als wären Tiere dabei, von irgendwelchen anderen Wesen gefoltert zu werden.

Büsche und kleinere Bäume verneigten sich vor dem Wind, schienen ihm ihre Referenz erweisen zu wollen. Auf dem Kirchturm drehte sich der Wetterhahn wie ein Kreisel.

Dann schlief der Wind ein. Von einem Augenblick zum anderen zog er sich zurück.

Was blieb, war Stille.

Eine beklemmende, unheimliche Stille, angefüllt mit Schatten und den düsteren Umrissen der Gräber mit ihren Steinen und Kreuzen. Nur die über den Friedhof laufenden Wege sahen heller aus und wirkten wie Adern, die einen geometrischen Körper durchschnitten.

Auf dem Terrassenfriedhof gab es hellere und dunklere Stellen. Dort, wo es besonders finster war, standen drei Gräber, die von den Bewohnern des Ortes nicht beachtet wurden. Sie lagen auch etwas außerhalb des normalen Geländes. In ihnen waren drei ehemalige Besatzungssoldaten verscharrt worden, GIs, die sich eines schrecklichen Verbrechens schuldig gemacht hatten.

An diesem Abend aber bildeten sie den Mittelpunkt des Friedhofs, denn von ihnen ging das Grauen aus.

Gräber, von denen eines etwas vorstand und größer wirkte als die beiden anderen. Ein Stein schaute schief aus der weichen Erde hervor. Die Erde in der Mitte war von innen her aufgewühlt worden, als hätte der längst Verstorbene versucht, sich wieder einen Weg in die Welt der Lebenden zu bahnen.

Das war tatsächlich geschehen! Fast hatte er es geschafft. Den Anfang hatte er bereits gemacht und seine Faust aus der Tiefe der Erde in die Höhe gestemmt, wobei er zwischen Daumen und Zeigefinger ein menschliches Auge eingeklemmt hatte, das in einem kalten Weiß leuchtete.

Die Hand war oben, ein Teil des Armes auch. Der unheimliche Zombie hatte den größten Teil des Wegs hinter sich gelassen. Was nun folgte, war für ihn nicht mehr als ein Kinderspiel.

Durch den Arm lief ein Ruck. Wieder brach Erde auf und krümelte auseinander. Die Faust stieg höher, als wollte sie schon jetzt eine furchtbare Drohung gegen alles Lebendige ausstoßen. Einen Moment später spaltete sich die weiche Grabfläche, und es erschien eine Schulter.

Wer da an fleischlose Knochen gedacht hatte, der hatte sich geirrt, denn die Gestalt, die bereits Jahrzehnte im kühlen Grab gelegen hatte, war nicht verwest. Zwar trug sie keine Kleidung mehr, doch die Haut war noch vorhanden. Sie klebte wie dickes, graubleiches Papier auf den Knöcheln und Sehnen, zusammengeschrumpelt, faltig und dabei

gleichzeitig glitschig aussehend.
Nicht verwest - tot und dennoch am Leben. Dafür gab es nur einen Ausdruck.
Zombie!
Aber dieser lebende Tote war einfach mehr, schon weil er nicht sehr viele Spuren von Verwesung zeigte. Er war das, was man eine Wachsleiche nannte.
Und diese Gestalt quälte sich weiter. Sie durchbrach auch den letzten Damm aus feuchter Erde, die sich wie eine Klammer um ihren untoten Körper gelegt hatte. Nichts konnte sie mehr aufhalten. Sie wollte um alles in der Welt das Freie erreichen. Das Mondlicht schien sie zu locken, denn die Wolken waren dünner geworden und hatten sich an bestimmten Stellen ganz aufgelöst.
Der fahle Schleier fiel wieder hinab auf den Friedhof, wo er die Gräber und Wege anleuchtete und sie zu einer stimmigen Kulisse eines Gruselstreifens machte.
Beide Arme hatte die Gestalt aus dem Grab hervorgezogen. Das Erdreich umspannte nur mehr die Hüfte des Zombies, als er verharrte und seine rechte Hand in Richtung Kopf bewegte, wo sich die leere Augenhöhle wie ein Tunnel abzeichnete.
Sie war für das Auge wie geschaffen. Er drückte es in die Höhle hinein.
Jetzt war die Wachsleiche zufrieden.
Sie streckte ihre Arme aus. Sehnen bewegten sich, sie zurrten und zerrten, Knochen schoben sich zusammen, und es war leises Knacken zu hören. Als die Leiche ihre Arme weit genug ausgestreckt hatte, ließ sie sich nach vorn fallen und stemmte sich auf dem Grab ab. Die gespreizten Hände erreichten beinahe den unteren Rand der Grabstätte, der von schlecht befestigten Kantsteinen markiert wurde.
Nichts war davon zu bemerken, daß in diesem Grab noch ein zweiter Toter gelegen hatte. Eine frische Leiche, die von einer unheilvollen Kraft in die Erde gezogen worden war und der Wachsleiche als schreckliche Nahrung gedient hatte.
Dadurch war sie zu Kräften gekommen…
Noch steckte ein Teil des Körpers in der Erde. Sie aber drehte und wand sich, ihre Beine bewegten sich, sie zerrte sie hoch, trat dann in das Grab hinein, wiederholte die Bewegungen und schaffte es auf diese Art und Weise endlich, sich zu befreien.
Der Zombie stieg hervor…
Nichts war zu hören, kein Keuchen, kein schweres Atmen, obwohl das Maul offenstand.
Der lebende Tote ging den ersten Schritt. Unsicher noch, er knickte zur Seite hin weg, wäre beinahe gefallen, doch er schaffte es, sich auf den Beinen zu halten.

Der zweite Schritt folgte… dann der dritte und der vierte. Plötzlich hatte das Wesen seine Grabstätte verlassen und stand auf dem schmalen Wegstreifen, der zwischen diesem und den beiden anderen Gräbern einherlief.

Langsam drehte es sich auf der Stelle und sah dabei aus, als wollte es über den gesamten Friedhof schauen, der jetzt zu seinem Besitz gehörte.

Der Blick war auch gut.

Er konnte über die beiden anderen Ebenen hinabschauen bis hinunter zur Straße, wo hin und wieder Autos herfuhren. Ihre Scheinwerfer glichen in der Dunkelheit huschenden Phantomen, die kamen, um schnell wieder zu verschwinden.

Keinem Menschen kam es in den Sinn, dem Friedhof in dieser Nacht einen Besuch abzustatten. Bei Dunkelheit hatte niemand etwas bei den Gräbern verloren. Zudem fürchteten sich die meisten auch, in der Nacht oder am Abend über den Gottesacker zu gehen.

Das Wesen drehte sich weiter. Dabei blieb es nicht aus, daß es gegen die Mauern der Kirche schauen mußte. Als sich der Blick für einen Moment daran festsaugte, zuckte es zusammen, als wäre es von einem Schlag getroffen worden. Es wußte sofort, daß dieses Gebäude nicht zu seinen Freunden zählte.

Doch es hatte Freunde.

Nicht nur unter den Toten, auch unter den Lebenden. Und es wußte, daß sein lebender Freund bald hier erscheinen würde, um ihn in die Welt der Menschen zurückzuführen.

Wie auch die beiden anderen Untoten, die noch in ihren Gräbern lagen. Daß sie dort nicht mehr lange bleiben würden, dafür gab es die ersten Anzeichen, denn auf der Oberfläche waren Risse entstanden, und der Druck aus der Tiefe nahm allmählich zu.

Alles lief nach Plan, die unheimliche Beschwörung hatte hundertprozentig geklappt…

***

Es hatte keinen Sinn gehabt, zu lügen, und trotzdem hatte es der Pfarrer getan. Deshalb kam er sich auch schäbig vor, als er das Haus der Familie Brandner verließ und sein Birett festhielt, damit es ihm nicht von einer plötzlichen Windbö vom Kopf gerissen werden konnte.

Die alte Brandner lag im Sterben!

Er wußte das, er hatte schon viele Menschen sterben sehen, doch die übrigen Familienmitglieder, Sohn, Tochter und Enkel eingeschlossen, hatten ihn so voller Vertrauen angeschaut, daß er es einfach nicht fertiggebracht hatte, ihnen reinen Wein einzuschenken.

»Es gibt noch Hoffnung«, hatte er gesagt. »Es gibt immer Hoffnung, solange wir an den Herrgott glauben.« Dabei hatte er in das von

Schmerzen gezeichnete Gesicht der sechsundachtzigjährigen Frau geschaut und selbst nicht an seine Worte geglaubt.

Er war dann mit den Brandners in die Küche gegangen und hatte noch mit ihnen am Tisch zusammengesessen. Die beiden Obstler und der Enzian hatten ihm gutgetan. Es waren nur kleine Schnäpse gewesen, er wollte den Weg zurück in die Räume hinter der Kirche noch nüchtern schaffen.

Außerdem stand ein Wetterumschwung bevor. Bevor es zu regnen anfing, wollte er längst im Trockenen sein.

Zum Glück wohnte die Familie Brandner in Obergrainau. Da hatte es der Pfarrer nicht weit bis zu einer Kirche, wo er sich noch die Zeit für ein Abendgebet lassen wollte.

Das Gotteshaus war eigentlich von jeder Stelle des Ortes aus zu sehen, weil es auf einem Hügel stand. Hochwürden Prantl hatte es stets mit einer kleinen Trutzburg verglichen, die sich dem Bösen und der Hölle entgegenstemmte. Die Kirche war von innen wunderschön, eine Mischung aus Gotik und Barock, und oft genug ärgerte er sich über die Touristen, die die Kirche nur besichtigten und so ihren inneren Frieden störten, wie er meinte.

Andererseits lebte die Region vom Tourismus. Wenn die Besucher ausblieben, sah es bitter aus, und das wollte er auch nicht. Also nahm er die Besichtigungen in Kauf. Hin und wieder warfen die Touristen auch die eine oder andere Mark in den Opferkasten.

Er mochte diesen Wind nicht, der immer vor dem Wetterumschwung von den Bergen her in die Täler hineinwehte, oft böig war und die Richtung wechselte.

Auch jetzt mußte sich Pfarrer Prantl gegen ihn anstemmen. Eine Hand hatte er dabei fest auf die Kopfbedeckung gedrückt.

Er passierte den kleinen Platz vor dem Supermarkt, wo ihn eine Bö noch einmal stark erwischte. In der Nähe standen Jugendliche zusammen, die den Pfarrer beobachteten und ihm nachriefen, daß er mehr Ehrgeiz zeigen solle.

Prantl hatte die Stimme des Jungen erkannt. Er nahm sich vor, ein paar passende Worte mit dessen Eltern zu reden. Der Respekt vor dem Pfarrer mußte gewahrt bleiben! Die Zeiten waren sowieso schlimm genug, und für einen konservativen und romgläubigen Menschen wie Pfarrer Prantl glichen sie schon einem Vorhof zur Hölle. Die Moral war anderen Götzen bedenkenlos geopfert worden, und er spürte Schauer der Wut über seinen Rücken rinnen, als er wieder daran dachte.

Als ihm der Wind in den Rücken blies, kam er schneller voran, begann zu laufen und huschte sehr schnell durch die Lichtinseln vor den erleuchteten Fenstern. Er hörte Stimmen und Gelächter aus den Gaststätten und beeilte sich deshalb noch mehr, die schützende Ruhe

seiner Kirche zu erreichen.

Die Wohnung lag hinter der Sakristei.

Noch lag der Hügel vor ihm und mußte geschafft werden. Wie immer, wenn er vom Gehsteig her an ihm hochschaute, sah er so steil aus, aber die Umrisse der Kirche gaben dem Pfarrer wieder neuen Mut. Und so alt war er mit seinen zweiundfünfzig Jahren nun auch nicht.

Er mußte den Weg hochgehen, hielt die Arme vor seiner Brust verschränkt und schaute hin und wieder zum Himmel hoch, wo sich gewaltige Szenen abspielten. Der Wind blies die Wolken auseinander oder trieb sie zusammen, je nachdem, aus welcher Richtung er kam. Manchmal leuchtete der Mond klar, seine Umrisse sahen aus wie hingeschnitten, und der Pfarrer fühlte sich unter seinem Licht unwohl. Er mochte den Mond nicht, er mochte auch die Dunkelheit nicht. Sie erinnerte ihn zu sehr an die Verdammnis und die Hölle.

Im Gaumen spürte er noch den Geschmack des Obstlers. Der Schnaps war ziemlich stark gewesen.

Er hätte auf den zweiten verzichten sollen. So mußte er noch aufstoßen.

Prantl atmete auf, als er die Kuppe des kleinen Hügels erreicht hatte. Bei schönem Wetter setzte er sich gern auf die Bank, selbst in lauen Sommernächten nahm er diesen Platz ein, aber die schienen vorerst vorbei zu sein. Deshalb war er froh, als sich die Kirchentür hinter ihm schloß. Nach dem Kreuzzeichen lehnte er sich aufatmend gegen die Wand. Er mußte eine kleine Pause einlegen. Er nahm sein Birett vom Kopf und ging langsam auf den Altar zu. Ein Lächeln hatte sich auf seine Lippen gelegt. Wie immer fühlte er sich in dem Gotteshaus geborgen, dessen Inneres ein einziges Kunstwerk war. In der Kirche hatte die Düsternis Einzug gehalten. Schatten lagen über den Figuren und breiteten sich auch auf dem Boden aus. Das ewige Licht brannte, auch einige Kerzen am Bittaltar.

Der Pfarrer kniete nieder. Die Zeit für ein kurzes Gebet nahm er sich immer. Er schloß auch die schwerkranke Frau Brandner in seine Fürbitten mit ein, bevor er sich erhob, die Bank verließ und in die Sakristei ging. Hier hielt er sich nicht länger auf. Sein Weg führte ihn in die Privaträume, die schlicht, aber dennoch gemütlich eingerichtet waren. Eben typisch bayerisch.

Es gab eine Sitzecke, in der ein großes Holzkreuz hing. Darunter nahm der Pfarrer zumeist Platz.

Die Ecke war sein Lieblingsplatz, hier fühlte er sich unter dem Schutz des Herrgotts wohl und geborgen. Der Weg hatte ihn durstig gemacht. Alkohol hatte er schon genug getrunken, deshalb machte er sich einen Kaffee. Die kleine Küche war in den Raum integriert. Sie blitzte vor Sauberkeit. Daß dies auch so blieb, dafür sorgte schon seit Jahren

seine Haushälterin.

Pfarrer Prantl hatte sich entschlossen, noch etwas zu arbeiten. In den nächsten Tagen standen Gespräche mit der Friedhofsverwaltung an. Es ging um die Erweiterung des Gottesackers und auch darum, ob die drei etwas abseits liegenden Gräber eingeebnet werden sollten. Damit war dann der Anfang einer Erweiterung geschafft. Keiner traute sich so recht daran, man wollte sich erst mit dem Pfarrer besprechen, ob es ethische und moralische Einwände gab.

Prantl hatte sich noch nicht entschieden. Was er auf dem Tisch ausgebreitet hatte, waren die Pläne für die Erweiterung des Friedhofs. Die lagen schon vor. Er strich das Papier glatt, nippte an der Kaffeetasse und dachte daran, daß der Friedhof in Richtung Südwesten ruhig erweitert werden konnte. Dort gab es genügend freies Gelände, ansonsten war er doch zu sehr von Straßen umfriedet.

Allerdings mußten die drei fremden Gräber dabei eingeebnet werden.

Man hatte dort Amerikaner begraben. Soldaten, GI's. Er hatte davon nur gehört, und es hatten sich damals schlimme Dinge zugetragen, über die nicht gesprochen wurde. Zwar wußten noch ältere Einwohner Bescheid, sie aber hielten den Mund. Nur hin und wieder ließ sich einer zu einem Kommentar hinreißen. Er sprach dann von einem verfluchten Teufelswerk. Prantl nahm dies kommentarlos hin.

Er hatte im Prinzip nichts dagegen. Er wußte, daß die Gräber viele störten, aber auch diesen Toten mußte eine letzte Ehre erwiesen werden. Schließlich waren es Menschen gewesen.

Darüber dachte Prantl nach. Er fand diese Gedanken nicht besonders glücklich, überhaupt sah er den Abend als einen besonderen an, allerdings im negativen Sinne.

Er stand auf.

Warum er das tat? Hochwürden wußte es selbst nicht. In ihm steckte eine Unruhe, die er nicht erklären konnte. Es konnte natürlich am Wetter liegen, das wollte er nicht akzeptieren. Diese Unruhe mußte einen anderen Grund haben.

Es lag etwas in der Luft, und das hatte nichts mit dem Gewitter zu tun.

Der Geistliche schaute gegen das im Winkel hängende Kreuz. Ein Schatten war über die Christusfigur gefallen, und Prantl nahm dies als böses Omen hin, obwohl es für den Schatten einen natürlichen Grund gab und er immer bei bestimmten Lichtverhältnissen auftrat.

Heute war eben alles anders.

Er fühlte sich wie elektrisiert. Auf seiner Haut kribbelte es. In den Adern ebenfalls. Da floß das Blut wie ein elektrischer Strom, und er merkte, wie sich die kalte Haut auch auf seinem Rücken ausbreitete. Langsamm ging er durch seine Räume. Er betrat den Schlafraum, der im Dunkeln lag.

Hinter dem Fenster bewegten sich Schatten. Etwas kratzte gegen die Scheibe wie starre Finger.

Es waren nur Büsche, deren Zweige vom böigen Wind hin- und hergeschlagen wurden.

Der Pfarrer lächelte. Er strich über sein blondes, schon schütter gewordenes Haar, schalt sich selbst einen Narren, der sich durch völlig normale Vorgänge in Angst jagen ließ. Um den Gegenbeweis anzutreten, wollte er seine Wohnung verlassen und ins Freie gehen.

Der Schlüssel steckte von innen. Er zog ihn heraus und nahm ihn mit, als er die Tür aufzog und über die Schwelle trat. Sofort spürte er den Wind, der ziemlich warm war, als hätte er sich in der Wüste Sahara aufgeheizt.

Das wies auf ein Gewitter, wenn nicht sogar auf ein Unwetter hin. Der Pfarrer kannte die Anzeichen. Das Finale würde aus Hagel, Sturm, Schnee und Wolkenbrüchen bestehen, untermalt von mächtigen, flammenden Blitzen.

Er ging einige Schritte weiter und geriet in den Wind, der an seiner Kleidung zerrte. Der Pfarrer ging an der Hecke vorbei, über die ebenfalls der Wind strich, und hatte dann freie Sicht auf den Friedhof.

Er blieb stehen.

Es war seltsam an diesem Abend. Die Dämmerung mußte schon vorbei sein, die Nacht war herangekrochen, trotzdem herrschte ein ungewöhnliches Licht auf dem Friedhof. Prantl wußte nicht, woher es kam, es mußte der Mond sein, der es abstrahlte. Eigentlich hatte er dieses Licht noch nie so intensiv mitbekommen wie in dieser Nacht, in der alles so anders war. Ein Friedhof war tot. So paradox es klang, aber er lebte von den Toten. Und doch kam es dem Pfarrer so vor, als hätte sich hier etwas gebildet, das nicht hergehörte.

Der Wind strich über die Gräber. Sie lagen wie eine niedrige Kulisse vor ihm, zumindest das obere Gräberfeld, die beiden unteren konnte er aus seiner Perspektive nicht sehen.

Staubfahnen zogen über Grabstätten hinweg. Kleine Steine bewegten sich rollend, manchmal knirschte es. Das hörte sich an, als hätte ein schwerer Mensch seinen Fuß auf kiesigen Boden gestemmt.

Hochwürden fror. Der Wind wühlte in seinen Haaren, als wollte er sie ihm vom Kopf reißen.

Was stimmte hier nicht?

Prantl runzelte die Stirn. Bei ihm immer ein Zeichen dafür, daß er nachdachte. Nur konnte er diesmal nichts herausfinden. Er entdeckte einfach keinen Beweis für seine Annahme.

Er sah auch keine Menschen, die über den Gottesacker schlichen. Die Wolken dagegen bildeten immer neue Figuren, und wenn die dann für kurze Zeit den Mond verdeckten, sah es aus, als würde sich ein grauer Schleier über den Friedhof legen.

Er hörte noch keinen Donner, dafür aber das Prasseln der kleinen Steine, wenn der Wind sie gegen die Scheiben oder die Außenwände der Kirche schleuderte.

Das war keine gute Nacht. Prantl ahnte, daß böse Stunden vor ihm lagen.

Er lauschte, weil ihn etwas erschreckt hatte. Waren es Tritte gewesen? Prantl drehte den Kopf. Er hatte keine Ahnung. Zudem war die Sicht einfach zu schlecht. Irgendwo knackte es. Dann sah er zwei Eichhörnchen, die in panischer Angst - so sah es jedenfalls aus - an ihm vorbeihuschten.

Prantl fühlte sich nicht wohl. Er lauschte förmlich in sich hinein, um herauszukriegen, was mit ihm los war. Da spürte er schon die Furcht, die in ihm hochkroch.

Er drehte den Kopf.

Zu sehen war nichts, trotzdem blieb das Gefühl, daß sich etwas verändert hatte und für ihn noch nicht sichtbar auf dem Weg war, den Friedhof zu beherrschen.

Beherrschen!

Dieses Wort wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er ging rückwärts und wieder näher an die Eingangstür heran. Auch diese Handlung zeugte davon, daß ihm die Umgebung nicht mehr geheuer war.

Bisher war der Kirchhof für ihn ein Ort der Ruhe und Besinnung gewesen, das hatte sich nun geändert. Irgend etwas war dazugekommen, etwas, das nicht hergehörte und ihm eben die Furcht einjagte. Mit dem Zeigefinger wischte er sich den Schweiß von der Oberlippe und der Stirn. Es war der kalte Schweiß, der wie Öl auf seiner Haut geklebt hatte.

Hinter seinen Schläfen pochte es. Im Kopf lag ein seltsamer Druck. Über den Rücken rann eine Gänsehaut. Sein Herz klopfte schneller als gewöhnlich. Prantl fragte sich, ob er krank wurde oder sich all die Dinge nur einbildete. Daß er so schwitzte, lag nicht allein am heißen Kaffee, das Gefühl kam von innen und ließ sich einfach nicht verdrängen. Seine Nervosität nahm von Sekunde zu Sekunde zu, der Kopf bewegte sich hektisch, Prantl wollte so viel sehen wie möglich, aber der vor ihm liegende Friedhof schwieg.

Natürlich kam ihm der Gedanke an einen Patrouillengang, den aber wies er von sich. Den Mut würde er nicht aufbringen können. Wenn der Küster dabeigewesen wäre, hätte alles anders ausgesehen.

Aber der gute Mann saß wie jeden Abend im Wirtshaus und trank seine Biere.

Prantl blieb allein.

Er zog sich wieder zurück. Vor dem Haus war es ihm einfach zu unheimlich geworden. Als er die Tür schloß, atmete er auf. Er rechnete damit, daß es ihm besserging, was nicht der Fall war, denn

eine- Beruhigung trat nicht ein.
Das Gefühl blieb.
Er ging durch seine Räume. Dabei kam er sich vor wie ein Fremder, der sie zum erstenmal sah. Er hatte die Beziehungen zu den einzelnen Möbelstücken verloren, der Geruch gefiel ihm auch nicht.
Er blieb in der Küche stehen und schaute auf seine Tasse, in der noch ein Kaffeerest eingetrocknet war.
Das widerte ihn an.
Vielleicht sollte er etwas anderes zu sich nehmen. Konnte ein dritter Schnaps schaden?
Er wußte es nicht, holte eine Flasche mit Selbstgebranntem aus dem Schrank und ein kleines Glas, dessen Seiten mit Wiesenblumen bemalt waren.
Als er das Glas auf den Tisch stellte, da fiel ihm auf, wie sehr seine Hände zitterten. Fast hätte er die Hälfte des Schnaps verschüttet. Es gefiel ihm auch nicht, daß er seinen Rücken dem Fenster zudrehte. Er stopfte den Korken wieder auf die Flasche, ließ sie aber auf dem Tisch stehen und setzte das Glas an.
Den Obstler kippte er mit einem Ruck weg. Der hatte nicht im Kühlschrank gestanden, er war dementsprechend warm und rann wie Feuer durch seinen Hals in Richtung Magen.
Der Pfarrer schüttelte sich, als hätte er Essig oder Säure getrunken, aber der Obstler tat gut, denn die Wärme blieb in seinem Körper.
Prantl stellte das Glas ab. Dann drehte er sich um und ging auf seinen Stammplatz zu. Er wollte sich dort niederlassen und in Ruhe nachdenken.
Auf der Bank fühlte er sich am wohlsten. Hier saß er immer und dachte nach. An diesem Platz entstanden auch seine sonntäglichen Predigten, doch an diesem Tag wäre ihm nichts eingefallen. Sein Kopf war leer und gleichzeitig von einer bösen Furcht erfüllt.
Etwas Unheimliches, Unerklärliches hatte sich wie ein Schatten über den Friedhof gelegt und auch vor der Kirche nicht haltgemacht, denn sie bot keinen Schutz.
Auf seinen Wangen spürte er ein Jucken. Er kratzte mit den Nägeln darüber hinweg und hatte, ohne es zu merken, den Blick auf das Fenster gerichtet.
Prantl sah es nicht, er spürte es.
Da war etwas.
Aufstehen, nachschauen, das Unbekannte vertreiben. So hätte er eigentlich handeln müssen. Statt dessen blieb er sitzen.
Warum tat er nichts?
Er atmete seufzend. Eine Antwort konnte er sich nicht geben. Etwas hemmte ihn. Der Pfarrer schaute einzig und allein auf das Fenster und spürte, daß seine Augen anfingen zu brennen. Er wollte unbedingt

wissen, was sich dort tat und in der Dunkelheit versteckte. Es war etwas Fremdes und Böses, das nicht auf den Friedhof und schon gar nicht zur Nähe der Kirche paßte. Vielleicht war es der Tod in einer seiner schrecklichsten Gestalten. Die Hände des Mannes umklammerten das schlichte Holzkreuz, das er stets bei sich trug. Er hatte die Schnur um seinen Hals gehängt, das Kreuz baumelte vor der Brust.

Ein Schatten wanderte hinter der Fensterscheibe entlang. Zuerst von links nach rechts. Dann war er verschwunden, und Prantl glaubte an eine Täuschung.

Aber der Schatten kehrte zurück.

Diesmal wanderte er lautlos von rechts nach links. Eine böse Erscheinung, ein Gruß teuflischer Kräfte.

Prantl glaubte an Gott; aber er glaubte auch an die Verdammnis. Hatte sie ihren Boten geschickt?

Er schlug hastig ein Kreuzzeichen.

Genau in dem Moment erschien der Schatten wieder. Diesmal ging er nicht vorbei.

Er blieb stehen, so daß er die Mitte der Fensterscheibe ausfüllen konnte.

Und der Pfarrer schaute in ein furchtbares Gesicht!

***

Die Zeit schien für mich in diesem Augenblick einfach eingefroren zu sein!

Ich kam mir vor wie in einem Vakuum, das trotzdem von dem brennenden Hauch der Todesangst erfüllt war, denn vor mir sah ich Audrey Houston, die Killerin, und sie starrte mich über den Lauf ihrer Waffe ebenso erschreckt an wie ich sie.

Weiter hinten im Flur lag der Tote. Die Frau hatte ihm in den Rücken geschossen. Mir war nur ein kurzer Blick auf Sid Davies vergönnt gewesen, dennoch hatte ich genug gesehen.

Die starre Haltung des Körpers und auch das Blut, das aus der Wunde geflossen war.

Die schöne Audrey war eine Killerin der Mafia!

Ich konnte es nicht glauben. Dabei hatte ich mit ihr und ihrer Freundin an der Bar gesessen und später auf der Hotelterrasse. Wir hatten uns blendend unterhalten, und ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß ein bestimmter Grund die beiden Frauen in dieses Hotel am Eibsee unterhalb der Zugspitze geführt hatte.

Ein Mitglied aus der Familie Davies hatte sie getötet. Die beiden anderen sollten noch sterben. Ich wußte es, ich war ja wegen dieser Familie nach Germany geschickt worden, aber ich konnte trotz allem nicht begreifen.

Dann sah ich ihre Augen.

Der Blick war so kalt und menschenverachtend, daß ich anfing zu frieren. In diesem Moment wurde mir auch klar, daß eine Mörderin wie sie keine Zeugen dulden würde.

Ich war ein Zeuge!

Und ich handelte.

Bevor sie ihre Schrecksekunden überwunden hatte, warf ich mich zurück. Gleichzeitig zerrte ich die Tür zu. Ich wollte weg von ihr. Ich hatte auch nicht geschossen, das brachte ich in diesem Moment nicht fertig, aber die Houston zeigte weniger Skrupel als ich.

Sie feuerte!

Nur waren ihre Schüsse nicht oder nur kaum zu hören, denn ein Schalldämpfer war auf den Lauf der Waffe geschraubt worden. Nach dem hastigen Schließen der Tür hatte ich mich gedreht und mit dem Rücken gegen die Flurwand geworfen.

Zum Glück für mich, denn die Geschosse fetzten ungefähr in Brusthöhe Löcher in die Zimmertür und huschten wie ein tödlicher Hauch an meinem Körper vorbei.

Ich sackte zusammen, schoß noch nicht zurück. Dafür hörte ich einen bösen Fluch und dann die Geräusche leiser Tritte, als die Mörderin den Gang entlanglief.

Ich wußte, wohin sie wollte. Nebenan hatte die Familie Davies ihre Suite bezogen. Hier sollten die drei Menschen vor der Rache der Mafia geschützt werden. Es hatte nicht geklappt.

Der Vater war tot, Mutter und Sohn noch ahnungslos. Auch wenn sie mir nicht eben freundlich gegenüberstanden, ich mußte mich mit ihnen in Verbindung setzen und sie warnen.

Es war kein Risiko, wenn ich in das Zimmer hineinlief, denn Audrey wartete nicht mehr auf mich.

Ich mußte auf die Terrasse, denn die der Suite grenzte direkt an meine.

Noch immer in gebückter Haltung zog ich die Tür auf. Ich kroch auf den großen Balkon, denn ich mußte damit rechnen, daß noch eine zweite Mörderin erschien.

Sally Vincaro, Audrey Houstons Freundin.

Hoffentlich hatten die Davies' die Tür geöffnet. Vor der braunen Holzabgrenzung blieb ich hocken.

Sie war zwar hoch, fiel aber zur Brüstung hin ab, so daß ich hinüberklettern konnte. Das tat ich noch nicht. Ich hoffte, daß niemand im Garten lauerte und mich womöglich aus guter Deckung aufs Korn nahm. Nun überblickte ich die andere Terrasse. Sie war leer.

Aber im Zimmer brannte Licht. Ich sah auch das bläuliche Flackern des Fernsehers.

»Mrs. Davies!« rief ich.

Keine Antwort.
Verdammt! Schliefen sie? Ich rief den Namen noch einmal, diesmal lauter und bekam abermals keine Antwort. Eartha und ihr Sohn hielten sich zurück. Sie mußten mich doch hören, weil sie die Terrassentür nicht geschlossen hatten.
Ich versuchte es ein drittes Mal. »Vergessen Sie ihre Vorurteile mir gegenüber. Sie befinden sich in Lebensgefahr, verdammt! Sie müssen weg!«
Keiner antwortete. Ich hielt es nicht mehr länger aus und kletterte auf die andere Terrasse. Es war nicht schwer. Ich atmete auf, als ich dort stand. Dann zog ich die Beretta, wollte in die Suite gehen, als ich rechts von mir ein Blinken sah. Da war etwas von einem Lichtreflex getroffen worden.
Ich schaute hin und entdeckte die beiden Haken. Sie hatten sich um die Brüstung geklammert. Die Haken waren krumm wie Finger. Ich ließ mir die Sekunden und schaute über die Brüstung hinweg.
Ein Lächeln umzuckte meine Lippen. Die Haken bildeten den Beginn einer Strickleiter. Sie hing in die Tiefe hinab, und über ihre weichen Sprossen waren Mutter und Sohn geflohen. Hatten sie schon vorher Bescheid gewußt? Alles sah danach aus. Dann hatten sie auch den Vater geopfert, und das traute ich ihnen auch zu. Ich brauchte nur daran zu denken, wie haßerfüllt mich der fünfzehnjährige Mario Davies angeschaut hatte. Dieser Junge, der die Toten liebte, war noch die große Unbekannte in meiner Rechnung.
Ihn und seine Mutter konnte ich vorläufig vergessen, ich würde mich aber noch mit ihnen beschäftigen, falls ich überlebte, denn noch standen die Chancen fünfzig zu fünfzig.
Audrey Houston konnte mich einfach nicht laufenlassen. Zwar hatte ich die Bluttat nicht genau gesehen, doch ich wußte sehr gut, wem ich sie anlasten mußte. Audrey würde alles daransetzen, um mich aus dem Weg zu räumen.
Ich tauchte in das Zimmer.
Die Suite der Familie war größer als meine. Sie setzte sich aus drei Zimmern zusammen. Ein schmaler Flur führte zur Tür.
Die war noch verschlossen.
Ich schaltete keine weiteren Lampen ein, denn das Licht der einen und das vom Bildschirm abgestrahlte reichte aus. Viel Zeit war seit dem Verlassen meiner Suite nicht vergangen, und ich glaubte auch nicht, daß die Houston noch sehr lange warten würde. Sie mußte einfach etwas tun. Sie mußte auch dafür sorgen, daß die Leiche aus dem Gang geschafft wurde. Die Gefahr einer Entdeckung war einfach zu groß.
Etwas tat sich an der Tür.
Ich hörte die leisen Geräusche, als draußen am Schloß

herumgewerkelt wurde. Wenn sie es mit einem Dietrich versuchte, würde sie Mühe haben. Ich konnte mir gut vorstellen, daß sie sich einen Nachschlüssel besorgt hatte, und so war es dann auch.

Audrey Houston öffnete die Tür völlig normal.

Ich hockte hinter einem Sessel, der breit genug war, um meine Gestalt unsichtbar werden zu lassen.

Von diesem Platz aus konnte ich in den Flur hineinschauen und auch die Tür im Auge behalten. Sie war von außen angestoßen worden und schwang jetzt langsam nach innen.

Meine Spannung wuchs. In guter Deckung mit gezogener Waffe wartete ich auf die Mörderin.

Sie zeigte sich nicht.

Audrey kannte die Regeln. Sie war sehr vorsichtig. Dann huschte sie über die Schwelle, war irrsinnig schnell und preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

Ich sah nur ihren Schatten. Er kam mir ungewöhnlich verzerrt vor. Sie hielt ihre Waffe mit beiden Händen fest und hatte die Arme halb erhoben. Noch wies die Mündung gegen die Decke, aber wenn die Frau vorsprang und ein Ziel fand, würde die Waffe blitzschnell nach unten rasen und sich auf das Ziel einpendeln.

So etwas brachte man auch den Polizisten bei. Ich hätte nicht anders gehandelt.

Die Tür war zugefallen.

Stille.

Nicht einmal Audreys Keuchen hörte ich. Beinahe bewunderte ich sie, daß sie sich so in der Gewalt hatte. Die war wirklich eiskalt bis in ihre Zehenspitzen.

Ahnte sie, daß sich Mutter und Sohn nicht mehr in ihrer Suite befanden? Damit mußte ich rechnen, denn Killer haben oft einen ganz besonderen Instinkt.

Noch lief alles auf einen Nervenkrieg hinaus. Aber einer von uns mußte aus seinem Loch hervorschlüpfen. Wahrscheinlich die Mörderin, denn sie befand sich in der Zwangslage, handeln zu müssen.

Ich konnte warten. Mußte allerdings damit rechnen, daß sie mich hier in der Suite vermutete. Was hätte ich an ihrer Stelle getan? Zunächst einmal mich sehr vorsichtig verhalten, und dann hätte ich auch die Räume durchsucht. Ich wäre der Reihe nach vorgegangen. Den Flur, das Bad, das Schlafzimmer, den Wohnraum und auch noch das kleinere Zimmer, in dem wahrscheinlich der Junge geschlafen hatte.

Noch tat sie nichts.

War schon eine Minute vergangen? Es war schwer, die Zeit zu schätzen. Zu hören war jedenfalls so gut wie nichts, auch ich atmete nur flach. Und an den Fernseher hatte ich mich gewöhnt. Er war sehr

leise gedreht worden, als hätte jemand sehen, aber nicht hören wollen.

Auf dem Bildschirm sah ich den einäugigen Inspektor Colombo schief grinsen. Er würde seinen Fall wieder lösen. Bei mir stand das noch nicht fest.

Ein leises Schaben ließ mich aufhorchen.

Audrey hatte sich bewegt und war dabei leicht an der Flurwand entlanggeschabt. Ich riskierte wieder einen Blick. Die Frau war kleiner geworden, demnach hatte sie sich geduckt.

Dann betrat sie den Wohnraum.

Schußbereit hielt sie die schallgedämpfte Waffe. Diesmal vorgestreckt und die Mündung nicht gegen die Decke gerichtet. Sie schwenkte den Revolver auch, zielte um die Ecken. Ihre weiße Jacke sah dabei aus, als hätte sie sich ein Leichentuch um die Schultern gehängt.

Mich hatte sie noch nicht entdeckt. Nach wie vor wartete ich auf eine günstige Gelegenheit, um sie zu überwältigen. Noch tat sich da nichts. Die Frau mußte erst ihre Haltung verändern und mir nach Möglichkeit ihr Profil zeigen, dann konnte ich eingreifen.

Ich hörte sie fluchen.

Leise nur, aber doch intensiv. Sie war enttäuscht und richtete ihren Blick jetzt auf die Terrassentür, die nicht geschlossen war. Durch die Öffnung wehte ein kühlerer Wind in den Raum, der auch über meinen Nacken trieb, als wollte er den dort liegenden Schweiß festbacken.

Sie mußte sich überzeugen, ob sich noch jemand in der Suite befand. Und sie mußte auch auf der Terrasse nachschauen. Die lockte sie nahezu. Zudem hatte Audrey die Waffe in meiner rechten Hand gesehen. Da mußte sie einfach davon ausgehen, daß ich doch nicht so normal war, wie es vielleicht bei unseren lockeren Gesprächen auf der Terrasse und an der Bar den Anschein gehabt hatte.

Wieder ging sie weiter.

Sie mußte dabei ausweichen. Ein Tisch stand ihr im Weg. Letztendlich auch der Sessel, hinter dem ich Deckung gefunden hatte. Sie kam näher und näher. Der Duft ihres Parfüms erreichte meine Nase, und ich verzog die Lippen.

Roch auch sie mich?

Es gibt Menschen, die auf Körpergerüche sehr sensibel reagieren. Ich hoffte nur, daß Audrey nicht zu ihnen gehörte. Sie bewegte sich noch immer vor.

Vier Schritte höchstens trennten uns.

Die Entscheidung lag in der Luft.

Dann blieb sie plötzlich stehen.

»Sinclair, du bist hier?«

Es war nur ein Satz, den sie in die Stille des Zimmers gesprochen hatte, der aber erschreckte mich.

Verdammt, das Weib wußte Bescheid. Aber sie wußte nicht, wo ich steckte.

Sie stand jetzt so nahe am Sessel, daß ich sie nicht mehr sehen konnte. In den nächsten Sekunden würde es auf die Schnelligkeit ankommen. Ich stellte mir vor, daß ich meine Deckung mit einem Hechtsprung verlassen konnte und vom Boden her auf sie feuerte.

Ihre Stimme zerriß meinen Gedankengang. »Wenn ich dich kriege, schieße ich dir das Gehirn aus dem Schädel!«

Wie schön, dachte ich.

Sie ging noch einen Schritt vor. Dann wieder einen. Plötzlich hatte sie den Sessel erreicht. Ich merkte es daran, daß sie mit dem Bein gegen den Rand der Sitzfläche stieß. Diese leichte Bewegung war für mich wie ein Zittern zu spüren.

Ich handelte sofort.

Mit beiden Händen wuchtete ich das Sitzmöbel vor. Der Sessel kippte, rammte die Frau, die fluchte.

Sie schoß auch, die Kugel jedoch jagte in die Deckung, was mir wiederum bewies, wie sehr sie aus dem Rhythmus gekommen war.

Für mich gab es kein Halten mehr!

Ich schnellte in die Höhe. Audrey Houston hatte noch immer mit dem Sessel zu kämpfen, der sie mit seiner Wucht beinahe zu Boden gezwungen hatte.

Da ihre Gestalt in den Schein einer Wandleuchte geraten war, konnte ich sie gut erkennen.

Die Waffe war nicht auf mich gerichtet. Im Moment zeigte die lange Mündung zu Boden, und Audrey selbst hatte eine Schräglage eingenommen, was ich ausnutzte.

»Revolver weg!«

Sie erstarrte in ihrer Haltung.

»Na los!« Sie drehte den Kopf in meine Richtung und präsentierte mir ihr schweißnasses und verzerrtes Gesicht. Noch immer zeigten ihre Augen nicht den Funken von Gefühl.

»Du hast verloren, Mörderin!«

Sie lachte leise.

»Weg mit der Waffe!«

»Schon gut, Sinclair, schon gut!« Ihre Faust öffnete sich. Der Revolver rutschte hervor, sie richtete sich auf und hob sogar die Hände. Ich kam näher, trat die Mordwaffe mit dem rechten Fuß zur Seite und zielte mit der Beretta auf ihren Kopf.

»Gehen Sie zur Wand!«

»Und dann?«

»Umdrehen, dagegen lehnen!«

Sie grinste schief. »Das hörte sich direkt nach Bulle an, Sinclair!«

Ich erwiderte das Grinsen. »Vielleicht habe ich auch nur zu viele

Serien gesehen.«
»Möglich.«
In den folgenden Sekunden gehorchte sie. Als sie sich noch auf dem Weg befand, trat ich mit dem Fuß auf einen Bodenschalter. Unter dem Schirm einer Stehlampe wurde es hell. Mir reichte das Licht völlig aus. Audrey hatte sich gegen die Wand gelehnt und die Hände erhoben. Ich trat von hinten an sie heran und tastete sie ab.
Meine Hände fanden keine weitere Waffe mehr. Auch nicht in den Taschen ihrer Jacke.
»Zufrieden?«
»Nicht ganz.«
»Drehen Sie sich um! Und zwar nach links.«
Sie tat es.
Ich führte sie dann auf die schmale Tür der Gästetoilette zu, schob sie hinein, zog den Schlüssel von innen ab und schloß die Tür von außen. Dort steckte sie zunächst einmal fest, obwohl ich davon überzeugt war, daß diese Frau noch nicht aufgegeben hatte. Audrey Houston würde versuchen, auch die geringste Chance zu nutzen.
Ich aber brauchte zunächst Ruhe, denn im Hotel befand sich noch eine zweite Killerin.
Als ich an Sally Vincaro dachte, schüttelte ich den Kopf. Sie sah so nett und harmlos aus. Daß sich hinter dieser Maske eine Mörderin verbarg, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Zwar hatte sie mir den Beweis dafür noch nicht geliefert, ich ging einfach davon aus.
Und dann gab es da noch Mutter und Sohn Davies!
Sie waren das eigentliche Problem für mich, denn dieser Familie wegen war ich überhaupt nach Germany in das Hotel am Eibsee geschickt worden.
Die Familie wurde von der Mafia gejagt, weil Sidney Davies sich als Kronzeuge vor einem amerikanischen Gericht zur Verfügung gestellt und ausgesagt hatte. Durch seine Berichte hatten die Fahnder eine Mafiafamilie regelrecht auslöschen können und vor allen Dingen der Drogenszene einen harten Schlag versetzt. Es lag auf der Hand, daß sich die Davies' in Gefahr befanden, und deren Schutz war eigentlich kein Job für mich, wenn es da nicht den Sohn Mario gegeben hätte.
Seinetwegen hatten sich die amerikanischen Kollegen an Sir James Powell und damit indirekt auch an mich gewandt.
Mario war in den Staaten schon aufgefallen, weil er ein besonderes Hobby pflegte.
Er liebte die Toten!
Er ging gern auf Friedhöfe, weil er sich unter all den im Boden liegenden Leichen unsagbar wohl fühlte. Und er schaffte es sogar, mit ihnen zu reden. Das hatte er immer wieder behauptet, und es war auch von neutralen Wissenschaftlern nicht mehr angezweifelt worden,

die den Jungen untersucht hatten.

Mario ging sogar noch einen Schritt weiter. Er liebte die Toten nicht nur, er wollte sogar dafür sorgen, daß sie aus ihren Gräbern hervorkrochen und den Weg in die Welt der Lebenden fanden. Um dieses zu verhindern und um die Familie gleichzeitig zu schützen, war ich nach Grainau geschickt worden und wohnte nun zusammen mit den Davies' in diesem herrlichen Seehotel.

Ich wußte, daß es einen Friedhof in Grainau gab. Und ich nahm an, daß Mario ihm den einen oder anderen Besuch abstatten würde, um sich mit den Toten zu unterhalten. Sie konnten, weil sie ihm gehorchten, für die Familie auch gleichzeitig zu einem Schutzfaktor werden, doch bei Sidney Davies' Tod hatten sie versagt. Wahrscheinlich war Mario noch nicht soweit, und ich wollte dafür sorgen, daß es nicht dazu kam.

Leider hatte der Junge etwas bemerkt. Schon bei unserer ersten Begegnung unten am See hatte ich den Haß gespürt, den der Junge mir gegenüber ausstrahlte. Mir war er dabei vorgekommen wie ein Abziehbild des Teufels, denn einen stärkeren Haß hatte ich bei ihm ebenfalls kaum gespürt. Über den Grund konnte ich nur spekulieren. Der Junge mußte instinktiv erkannt haben, auf welcher Seite ich stand. Damit war für mich auch klar, daß er sich auf die Seite des Bösen geschlagen hatte.

Jetzt waren er und seine Mutter, zu der er ein besonderes Verhältnis haben mußte, verschwunden.

Einfach weg.

Wohin?

Für mich kam eigentlich nur ein Ort in Frage, wo beide Schutz finden konnten. Der Friedhof von Grainau, und ich wollte auch so schnell wie möglich dorthin. Nur mußte ich zuvor hier noch einiges erledigen und zurechtrücken.

Noch einmal ging ich auf die Terrasse und schaute mich um. Ich war dabei sehr vorsichtig, weil ich nicht der Kugel einer Heckenschützin zum Opfer fallen wollte, doch das Schicksal hielt seine Hand über meinem Kopf ausgebreitet, denn es passierte nichts.

Ich zog die Strickleiter hoch und nahm sie mit in die Suite. Sie fand in einer Ecke ihren Platz, dann ging ich auf die Tür zu und passierte zuvor die Gästetoilette.

Die Zeit, um zu lauschen, ließ ich mir.

Von Audrey war nichts zu hören. Für mich war das noch kein Beweis, daß sie aufgegeben hatte. Sie würde bestimmt nach einer Möglichkeit suchen, um mich doch noch zu packen. Und wenn sie dabei den Toilettendeckel löste.

Im Flur lag ein Toter.

Das bereitete mir Sorgen. Die Leiche mußte verschwinden. Ich wollte

nicht, daß sie entdeckt und dann die Polizei alarmiert wurde. Ich hätte zu viele Fragen beantworten müssen, und dazu blieb einfach nicht genügend Zeit. Es drängte mich, die zweite Mörderin zu finden und auch die Suche nach Mutter und Sohn aufzunehmen.

Sehr vorsichtig betrat ich den Flur.

Er war leer.

Kein Mensch zu sehen, aber auch keine Leiche. Ich blinzelte. Hatte ich mir den Toten eingebildet?

Nein, das war nicht der Fall gewesen, denn auch aus einer gewissen Entfernung konnte ich den dunklen Fleck auf dem Flurboden sehen.

Das war das Blut des Toten…

Von ihm selbst war nichts mehr zu entdecken. Natürlich dachte ich darüber nach, wohin er hätte geschafft werden können. Daß er ein Zombie war, damit rechnete ich nicht.

Neben der Blutlache blieb ich stehen, untersuchte sie. Das Blut sah so aus, als wäre es verrieben worden. Da hatte jemand in aller Hast versucht, Spuren zu beseitigen, was ihm nicht gelungen war.

Es konnte nur eine Person gewesen sein: Sally Vincaro, Audreys Freundin und Killerkumpanin. Sie war für Audrey als Rückendeckung gekommen.

Sie war jetzt verschwunden. Ich hielt sie für so schlau, daß sie sich ein bestimmtes Bild gemacht hatte. Sicherlich ahnte sie, was hier ungefähr gelaufen war, und sie würde alles daransetzen, um die Chancen wieder zu erhöhen. Der Auftrag mußte erledigt werden, sonst war sie an der Reihe. Da kannte die Ehrenwerte Gesellschaft kein Pardon.

Daß Sally die Nerven behalten hatte, war mir durch das rasche Verschwinden der Leiche bewiesen worden. Und sie würde sich auch noch andere Tricks einfallen lassen, das stand fest.

Ich stand im Flur und dachte darüber nach, wo man so schnell eine Leiche verstecken konnte, ohne daß es in den folgenden Stunden auffiel. Mir kam ein uralter Trick in den Sinn, der in vielen Filmen immer wieder durchgenudelt worden war.

Die Wäschekammer eines Hotels, die sich ja auf jeder Etage befand. Ich suchte und fand sie am Anfang des Flurs, wo er von einem zweiten gekreuzt wurde.

In die Wand war eine Doppeltür eingebaut worden. Der Schlüssel steckte nicht. Ich untersuchte die unmittelbare Umgebung vor der Tür und wußte Bescheid, als ich die kleinen Blutflecken sah, die sich wie Sommersprossen dort verteilten.

Ich zweifelte nicht daran, daß der Tote in der Kammer steckte. Sally war verschwunden. Möglicherweise hatte sie auch die Chance genutzt und war rasch in meine Junior Suite gegangen, um mich dort zu empfangen. Ich war jedenfalls vorsichtig, als ich den Raum betrat.

Es gab keinen, der auf mich gelauert hatte und mich überfallen wollte. In allen Räumen machte ich Licht und durchsuchte sie so gut wie möglich. Nichts zu sehen.

Aber auch nichts zu hören, denn Audrey Houston verhielt sich noch immer still.

War das normal?

Ich trat an die Tür heran und legte mein Ohr dagegen. Das Holz war nicht besonders dick, ich hätte eigentlich etwas hören können, aber da war nichts.

Ich zog die Waffe, drehte den Schlüssel herum und öffnete die Tür blitzschnell. Gleichzeitig sprang ich zurück, um Distanz zwischen mich und einen eventuellen Angreifer zu bringen.

Es war nicht nötig, denn es gab ihn nicht.

Audrey Houston war sehr ruhig. Zu ruhig. So ruhig eben, wie nur eine Tote sein konnte…

***

Das Gesicht am Fenster - hinter der Scheibe!

Der Pfarrer wollte es nicht glauben, aber es malte sich einfach zu deutlich dort ab, als wäre es nur eine Illusion gewesen.

Der Zombie war da!

Nur - wer glaubte schon an lebende Leichen? Hochwürden Prantl bestimmt nicht, denn für ihn waren Geburt und Tod ein Kreislauf, der durch nichts unterbrochen werden konnte. Wer lebte, der lebte auch, und wer tot war, der war auch tot.

Jetzt stand diese Gestalt dort!

Der Pfarrer rührte sich nicht, stand da mit offenem Mund. Er staunte nur, und er merkte dabei, wie beim Anblick der Gestalt das Entsetzen in den Körper stieg und allmählich höher kroch in Richtung Kehle, als wollte es ihm dort den Atem rauben.

Er hörte sich selbst schnaufen. Die Luft drang aus seinen Nasenlöchern und floß über die Oberlippe hinweg in Richtung Kinn. Seine Hände waren so feucht geworden, als hätte er sie gewaschen und danach nicht abgetrocknet.

Das Gesicht hatte sich so weit der Scheibe genähert, daß es das Glas leicht berührte und aus diesem Grunde ein wenig deformiert wirkte.

Es war das Gesicht eines Menschen und trotzdem eine grauenhafte Fratze.

So bleich, so wächsern und so anders. Der Mund wirkte, als hätte man die Haut dort einfach aufgerissen. Die Nase sah verquollen aus.. Sie wuchs schief aus dem Gesicht. Die Augen bewegten sich nicht. Sie lagen starr in den Höhlen, als wären sie hineingedrückt worden wie etwas Fremdes.

Einen solchen Menschen hatte der Pfarrer noch nie in seinem Leben

gesehen, erst recht nicht in Grainau, wo doch alles seine heilige Ordnung hatte.

Das war vorbei. Der Pfarrer ahnte, daß andere Zeiten angebrochen waren. Das unheimliche Gefühl, das ihn die ganze Zeit über gequält hatte, war nicht grundlos über ihn gekommen.

Der Pfarrer überlegte, wie er vorgehen sollte. Noch befanden sich die Scheibe und die Mauer zwischen ihm und dem Unheimlichen. Er konnte sich allerdings vorstellen, daß dies für die Gestalt kein Hindernis war.

Er blieb sitzen.

Der erste Schreck war zum Glück verflogen. Allmählich kam er wieder zu sich selbst und schaffte es auch, tief durchzuatmen. Er pumpte seine Lungen voll, aber die Luft war verbraucht und abgestanden. Er hätte lieber frischere eingeatmet. Dazu hätte er nach draußen gemußt, und das wiederum traute er sich nicht, weil er sich vorstellen konnte, daß der Unbekannte auf so etwas lauerte.

Er bewegte nur den Kopf. Es sah so aus, als wollte er ihn schütteln und dem Geistlichen klarmachen, daß er keine Chance hatte. Dabei durchfloß die Gestalt nur ein Zittern, bevor sie dann den Mund weit öffnete und sich hinter der Scheibe Kaubewegungen abzeichneten. Wie bei einem Menschen, der sein Hungergefühl so zum Ausdruck bringen wollte.

Pfarrer Prantl rutschte zur Seite. Das harte Holz der Eckbank war dort, wo er gesessen hatte, schweißfeucht geworden, und so blieben auf dem hellen Holz Flecken zurück.

Der Fremde bewegte sich nicht. Er ließ den Pfarrer in Ruhe und blieb auch dann starr, als dieser die Bank verlassen hatte und sich langsam aufrichtete.

Prantl umklammerte sein Kreuz. Er wußte noch nicht genau, was er tun sollte, aber er spielte mit dem Gedanken, bei der Polizei anzurufen. Das schwarze Telefon stand in seiner Nähe.

Er blieb trotzdem stehen.

Mit seiner rechten Hand tastete er nach dem Holzkreuz. Umklammerte es so fest, als wollte er es zerbrechen. Es sollte ihm die nötige Sicherheit geben und auch Vertrauen einflößen, um gegen den unheimlichen Besucher bestehen zu können.

Der ließ sich Zeit. Aber er blieb nicht mehr nur stehen. Er bewegte sich auch. Deutlich konnte der Pfarrer erkennen, wie er seine Arme hob und die Hände flach gegen die Scheibe preßte, als wollte er sie eindrücken. Wenn er das tat, würden ihm die Splitter die Hände zerschneiden, das stand für Prantl fest.

Er ging.

Nein, seine Bewegungen konnte man nicht als Gehen bezeichnen. Er schob sich weiter und wußte nicht, wohin er seinen Blick richten

sollte. Zum Fenster, wo der Unheimliche stand, oder zum Telefon, das er so dringend benötigte.

Der Apparat stand auf einem dunkelbraunen Wandregal, inmitten von Büchern. Es waren dorthin nur wenige Schritte, aber die Furcht hockte wie ein gewaltiger Klumpen in seinem Innern.

Der Pfarrer zitterte. Er hatte das Kreuz losgelassen, weil er beide Hände frei haben wollte. Seine Augen waren ebenso starr wie die des unheimlichen Fremden. Schon jetzt fühlte er sich wie nie zuvor in seinem Leben. Umklammert, gefangen von einer Aura, die nach Tod und Friedhof roch.

Er legte die rechte Hand auf den Hörer.

Dieser Kontakt gab ihm wieder ein wenig Mut. Er brauchte den Hörer nur anzuheben, die Nummer zu wählen und…

Er hob ihn auch an.

Die Nummer wählte er trotzdem nicht.

Denn plötzlich geschah das, was er schon seit einiger Zeit befürchtet hatte.

Der Fremde drückte mit beiden Händen das Fenster ein. Vor Schreck schrie der Pfarrer auf. Er hörte das Klirren des Glases, in das sich auch platzende Geräusche mischten, und dann sah er, wie die ihm riesig vorkommenden Hände in das Innere des Zimmers stießen.

Hände, die gespreizt und normal waren, die aber nicht normal hätten sein dürfen.

Mein Gott! schrie es in ihm. Keine Schnittstellen, kein Blut! Das ist unerklärlich!

Kein Blut! Kein Blut!

Pfarrer Prantl wußte ja nicht, daß lebende Wachsleichen nicht bluteten…

***

Audrey Houston hatte sich selbst umgebracht, vergiftet. Der Tod einer Killerin, die versagt und genau gewußt hatte, daß ihr die Organisation das nie verzeihen würde. So war sie den anderen Weg gegangen. Sie hatte sich dabei auf den geschlossenen Deckel der Toilette gesetzt. Dabei war sie zur Seite gekippt und lehnte mit der rechten Schulter an der Kante des Waschbeckens. Auch der Kopf war nicht mehr in einer geraden Haltung geblieben, er hatte ebenfalls die Körperhaltung eingenommen, und ich schaute auf den Mund der Toten.

Die Lippen waren leicht verzogen, als wären sie in der Sekunde des Todes von einem Krampf geschüttelt worden. Der linke Mundwinkel stand leicht offen. Aus der Lücke war heller Schaum gequollen und in Höhe des Mundes bereits getrocknet.

Ich steckte die Beretta weg. Die brauchte ich jetzt nicht mehr. Ich

hob noch das Augenlid der Frau an und überzeugte mich davon, daß sie tatsächlich nicht mehr lebte.

Dann schloß ich die Tür.

Mit dem Rücken lehnte ich mich gegen die Flurwand und atmete zunächst tief durch.

Die tödlichen Überraschungen nahmen an diesem Abend kein Ende. Die Gewalt hatte sich verdichtet, und jetzt sprengte sie den Rahmen. Ich wußte auch, daß dies erst zum Vorspiel gehörte. Weitere schlimme Dinge würden folgen.

Dies war wieder einer der Momente, wo ich mich auf keinen Fall von meinen Gefühlen leiten lassen durfte. Ich brauchte jetzt klares nüchternes Denken, rechnete nach und kam zu dem Ergebnis, daß mir die folgende Nacht als Zeitfaktor zur Verfügung stand. Wenn sie vorbei war, mußte auch der Fall erledigt sein, denn am anderen Morgen würde man die Leichen entdecken, und den Trouble wollte ich nur ungern mitmachen. In meiner Kehle lag ein bitterer Geschmack. Allmählich ließ die Anstrengung nach. Ich holte mir aus der Minibar eine kleine Flasche Saft und leerte sie mit zwei Schlucken.

Dann schaute ich auf die Uhr.

Noch zwei Stunden bis Mitternacht.

Nicht daß dieser Zeitpunkt besonders interessant gewesen wäre, aber um diese Stunde wollte ich nicht mehr im Hotel sein und die Spur der Davies' aufgenommen haben, die eigentlich nur zum nächstliegenden Friedhof führen konnte.

Ich mußte Sir James Abbitte leisten. Er hatte schon den richtigen Riecher bewiesen, als er mich nach Grainau schickte, denn das Grauen war noch nicht gestoppt worden. Ich allerdings war bisher nicht direkt mit den Mächten der Finsternis in Kontakt getreten, was mich wurmte, dann hätte ich das Grauen vielleicht stoppen können.

Mit diesen Gedanken verließ ich die Suite. Diesmal sah ich Hotelgäste auf dem Gang. Zwei Ehepaare standen nicht weit entfernt zusammen und redeten miteinander. Neben einem der Männer hatte sich ein Golden Retriver niedergelassen und schaute mich aus seinen großen Augen an, als ich grüßend an der Gruppe vorbei zum Lift ging.

So wie sie sich verhielten, konnten sie einfach nichts bemerkt haben, das wiederum gab mir Mut.

Der Lift stand noch oben. Ich ließ mich von ihm hinunter in die Halle bringen, die leer aussah. Weiter hinten jedoch hockten die Hotelgäste zusammen, und durch die offenstehende Terrassentür drang ein kühler Luftzug durch die Halle. Er traf sich mit dem, der vom Eingang hereinwehte, denn auch dort standen die Türen offen, um etwas von der stickigen Wärme aus der Halle zu treiben.

Es war alles normal. Nichts ließ darauf schließen, daß in diesem Hotel etwas Furchtbares geschehen war und es zwei Morde gegeben

hatte. Von Sally Vincaro sah ich nicht einen Absatz. Ich konnte mir zudem nicht vorstellen, daß sie wieder auf der Terrasse saß, schaute sicherheitshalber noch einmal nach, entdeckte nur wenige Gäste an den Tischen - den meisten war es zu windig geworden -, durchquerte wieder die Halle und verließ das Hotel an seiner Vorderseite.

Ich trat sofort aus dem Lichtschein weg ins Dunkle und wartete in dieser Deckung.

Niemand näherte sich mir. Auch vom Parkplatz her hörte ich keine außergewöhnlichen Geräusche.

Der Wind spielte mit dem Wasser und trieb die Wellen klatschend an das Seeufer heran. Die Blätter der Laubbäume raschelten sanft, und es war auch für mich schwer vorstellbar, daß diese friedliche Urlaubsstimmung von einem Killer gestört wurde.

Daß ich den Weg nach Grainau nicht zu Fuß gehen würde, lag auf der Hand.

Mein Leihwagen stand auf dem Parkplatz, wo nur wenige Laternen leuchteten, so daß die meisten der dort abgestellten Wagen im Dunkeln parkten. Auch meiner. Ich näherte mich dem BMW. Hinter ihm stand jemand.

Die Gestalt winkte und sprach mich an. »Ich schätze, wir sollten zunächst einmal einiges vergessen, John, und rational handeln.«

Mein Mund trocknete aus. Ich kannte die Stimme, ich kannte auch die Frau.

Es war die Freundin der Mörderin Audrey Houston.

Sally Vincaro!

***

Die Scherben lagen in unterschiedlich großen Stücken auf dem Boden. Manche sahen aus wie spitze Messerklingen, andere erinnerten an Dreiecke, die jemand weggeworfen hatte. Zum Teil waren sie so stark zerbrochen, daß sie nur mehr Krümel bildeten, und einige von ihnen waren durch die Wucht bis hin zu Pfarrer Prantl gerutscht.

Der Geistliche war völlig von der Rolle. Er wußte nicht, wie er sich noch verhalten sollte. Er konnte sich auch noch immer nicht erklären, wer dieser unheimliche Besucher war und weshalb seine Hände beim Einschlagen des Fensters nicht geblutet hatten, obwohl die Scherben mit ihren scharfen Kanten seine Haut zerrissen hatten.

Der Zombie wartete. Er bewegte dabei seinen Kopf und durchforstete das Zimmer. Noch steckte das Fensterkreuz fest, was ihn einfach stören mußte. Wieder einmal bewies er, zu was er fähig war. Er hob den Arm und ballte die Hand zur Faust.

Mit einem Schlag hatte er das Fensterkreuz zertrümmert. Der Pfarrer sah es mit Schrecken. Er fror innerlich ein. Schweiß bildete sich auf seinem Nacken, die Augenlider waren ihm schwer geworden, und

seine Augen selbst brannten.
Er wußte allerdings genau, daß er das Telefonat nicht mehr würde führen können. Da war der andere einfach zu schnell. Er schien sogar darauf zu warten.
Noch immer umklammerte Prantl sein Kreuz. Seine Handfläche war so feucht, daß er das Gefühl hatte, das Holz würde schmelzen. Überall auf seiner Haut juckte es. Der Schweiß war zum Teil getrocknet und hatte hauchdünne Salzkrusten hinterlassen.
Wieder bewegte sich der Zombie. Diesmal stemmte er sich auf die äußere Fensterbank. Da diese gemauert war, hielt sie dem Druck auch stand, und die Gestalt glitt in die Höhe.
Kein Laut war bisher aus ihrem offenstehenden Maul gedrungen. Sie handelte, ohne auch nur einen Kommentar abzugeben.
Mit nahezu gelassenen Bewegungen kletterte die Wachsleiche in die Wohnung des Pfarrers. Erst jetzt nahm Prantl etwas wahr, das ihm vor Minuten nicht aufgefallen wäre.
Es war der Geruch, der in den Raum hineinwehte. Nein, kein Geruch, schon ein widerlicher und ekliger Gestank, als hätte ihm jemand angefaulte Leichen in die Wohnung gelegt.
Es war der Pesthauch von Moder und Verwesung, der ihm da entgegenschlug. Er war dem Pfarrer nicht fremd. Auf Beerdigungen hatte er schon öfter den Modergeruch der Toten wahrgenommen, besonders bei sehr heißem Wetter in den Sommermonaten, wenn die Leichen zu lange aufgebahrt worden waren, aber diese Gerüche waren nie so intensiv gewesen wie dieser Gestank hier, der sich immer stärker ausbreitete und in dem Eindringling die einzige Quelle »besaß«.
Prantl rann es eiskalt den Rücken hinab, als er daran dachte. Wieso stank dieser Mann so penetrant?
Das war doch nur bei Toten der Fall, nicht bei lebendigen Wesen.
Tote - Lebende - Moder - Verwesung…
Die Begriffe wirbelten durch seinen Kopf wie Teile eines Puzzles. Vergeblich versuchte er, es zusammenzusetzen und für die Begriffe einen Oberbegriff zu finden.
Es fiel ihm nicht ein, es war ihm einfach zu fremd. Da kam er nicht mehr mit.
Der Zombie kletterte weiter. Er selbst gab keinen Laut von sich, obwohl sein Maul mit den verschorften, lappigen Lippen noch immer weit offenstand. Prantl hörte nur die Geräusche, die durch das Klettern entstanden, und er stellte fest, daß sich dieser eklige Leichengestank noch verstärkte.
Ihm wurde übel.
Das störte den Zombie nicht. Wie ein überdimensionaler aufgeblasener Ochsenfrosch hockte er im offenen Fenster, die Arme

gestreckt, die Handballen auf die Kante der inneren Bank gestützt.

Erst jetzt fiel dem Geistlichen auf, daß der Eindringling keine Kleidung trug. Nicht einmal Schuhe hatte er übergestreift. Trotz der ungewöhnlichen Glätte sah sein Gesicht mit dem schiefstehenden Mund auch verwüstet aus, und es war vor allen Dingen schmutzig.

Da klebten Staub, Erde und kleine Blattreste, als wären sie angeleimt worden. Dieser Mann wirkte tatsächlich wie eine Gestalt, die soeben ihrem Grab entstiegen war.

Als dem Geistlichen dieser Vergleich in den Sinn kam, schoß die Röte in seine Wangen hinein. Im nächsten Augenblick erbleichte er und nahm die Farbe von kaltem Fett an.

Aus dem Grab gekommen als lebende Leiche! Gab es so etwas? Der Schauer auf seinem Rücken war nicht mehr aufzuhalten. Ihm kam die Offenbarung in den Sinn, die Geschichte vom Jüngsten Gericht, wo sich alle Gräber öffneten und die Toten ihre unterirdischen Plätze verließen, um sich zusammen mit den Lebenden - dem Gericht des Herrgotts zu stellen.

Prantl hob die rechte Hand. Er preßte den Ballen gegen die Lippen. Der Gedanke an das Jüngste Gericht wollte einfach nicht mehr weichen. War es jetzt soweit? Stand nicht in der Bibel, daß niemand die Stunde kannte, wann es geschehen sollte? Hatte sich der Mond in dieser Nacht nicht schon des öfteren verfinstert?

Der Mann war so durcheinander, daß er die Realität mit den Voraussagungen durcheinanderwarf und auch kaum einen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

Der erste Tote!

Ja, der erste Tote hatte bereits das Grab verlassen. Er war der auf schreckliche Art und Weise lebendig gewordene Anfang vom Ende. Und ein Mensch konnte da nichts tun, höchstens beten. Prantl fand nicht einmal die Kraft, seine Hände zu falten. Die Ahnung und die gleichzeitige Angst waren wie eine Würgeschlinge, die sich um seinen gesamten Körper gedreht hatte.

Der Zombie sprang zu Boden.

Als sein Körper aufprallte, entstand ein dumpfer Laut, der den Pfarrer zusammenschrecken ließ.

Er schnappte nach Luft, konnte nicht mehr reagieren. Er wußte, daß er zu einem Opfer werden würde.

Vor ihm richtete sich der Unheimliche auf. Er bewegte seinen Kopf so, daß er Prantl anschauen konnte.

Sein Blick war leer und böse.

Zwei verschiedene Augen glotzten den Mann an, und in beiden stand die Kälte eines Grabs.

Das rechte Auge erschien dem Mann größer als das linke. Beide waren auf den Pfarrer fixiert, der auch das Zucken wahrnahm, das

durch den Körper des Eindringlings glitt.
Es war ein Zeichen.
Er würde kommen.
Und er ging vor!
Prantl stockte der Atem. Kein Schauspieler der Welt hätte seinen Schrecken so gut nachspielen können. Er stand in einer Abwehrhaltung auf dem Fleck und hatte ein Bein vorgestellt, als wolle er jeden Augenblick starten. Sein Blick war eingefroren und wurde von der kalten Angst beherrscht.
Was sollte, was konnte er tun?
Nichts, gar nichts. Ihm fiel einfach nichts ein. Es war grauenhaft und furchtbar. Gegen dieses Wesen gab es keine Waffe. Obwohl es sich so eckig bewegte, würde es immer schneller sein als er. Entkommen konnte er ihm nicht mehr.
Der zweite Schritt!
Sehr hart setzte die Wachsleiche ihre Füße auf. Den rechten Arm schob sie nach vorn. Die Finger kamen dem Geistlichen vor wie kurze, graue Steinstummel.
Er verdrehte die Augen. Speichel floß aus seinem Mund. Er suchte nach einer Lösung. Größer und größer wurde seine Not, und da fiel ihm das ein, was ihm schon längst hätte einfallen sollen. Genau in dem Augenblick, als sich ihm die Hand näherte und die Kralle beinahe über seinem Kopf schwebte.
Es waren die Verse eines Gebets.
Er sprach sie hastig, in seiner Furcht brachte er sie sogar durcheinander, was ihm der liebe Gott wohl verzeihen würde.
Nicht der lebende Tote!
Er hörte die Worte, sie waren wie Gift für ihn. Sie hielten ihn ab, sie bannten ihn auf der Stelle fest, so daß die Hand nicht nach unten sackte und sich die Finger im Haar des Priesters verfangen konnten. Statt dessen zog der Unheimliche seine Hand zurück, ging selbst wieder nach hinten, und Prantl bekam eine Galgenfrist.
Jaulend holte er Luft.
Das Gebet war verstummt, aber er hatte seine Schmerzgrenze überwunden. Plötzlich wußte er, wie er diesem Wesen beikommen konnte. Mit seinem tiefen Glauben und genau dem, was als ein äußeres Zeichen dazugehörte.
Er zog sich zurück, während sich seine Lippen bewegten und noch immer die Zeilen der Gebete flüsterten.
Prantl erreichte die Tür.
Er mußte weg, aber nicht direkt aus dem Haus. Auf dem Friedhof und draußen fürchtete er sich, weil er daran dachte, daß noch andere Gestalten durch die Reihen der Gräber irren konnten. Da war der beste Schutz die Kirche, in der er sich immer so wohl gefühlt hatte.

Wenn nicht anders möglich, wollte er dort bis zum Sonnenaufgang warten. Dann mußte das Grauen vorbei sein.

Prantl erreichte die Tür.

Er riß sie auf und schaute noch einmal zurück.

Der Zombie hatte nicht aufgegeben. Er stand neben dem Tisch und hatte eine Faust auf die Platte gestützt, als wollte er sich von dort abstemmen. Es war die Gestalt mit dem bösen Blick, und er richtete ihn auch auf den Priester.

Er zerrte die Tür zu.

An der anderen Seite holte er tief Luft. Er stand in der kühleren Sakristei, taumelte einige Schritte nach vorn, bis er gegen einen Stuhl stieß und sich an dessen hoher Lehne festhielt. Sekunden später setzte er sich hin.

Ausruhen, nichts von dieser Hölle auf Erden sehen und hören. So und nicht anders konnte seine Devise nur lauten. Aber sie war trügerisch, denn er wußte selbst, daß ihm die Sakristei nicht die Sicherheit der Kirche bot.

Deshalb stand er auf, drehte sich in der Bewegung zur Tür hin um und sah noch nichts.

Er würde kommen, daran glaubte er fest, und dann wollte Pfarrer Prantl gewappnet sein. Er hatte sich wieder gefangen und konnte klarer denken. Wie sollte er dieses Wesen stoppen? Mit Gebeten allein war es nicht getan, da brauchte er schon etwas Handfestes, um ihn in die Schranken zu verweisen.

Hastig schaute er sich in der Sakristei um. Ein Kreuz hing an der Wand. An der Seite stand der alte Schrank, in dem er die nicht geweihten Hostien aufbewahrte, auch einen Kelch, ein Kreuz, aber es war zu spät, um ihn zu öffnen, denn die Wachsleiche kam.

Sie rammte die Tür so heftig auf, daß sie fast nach vorn gefallen und in den Raum hineingestolpert wäre. Dafür zuckte ihr Schatten über die hell getünchten Wände wie ein lebendiger Scherenschnitt, der erst zur Ruhe kam, als auch der Zombie stand.

Der Geistliche hatte sich noch nicht entschieden. Er stand neben einer Vitrine, und auf ihr hatte das Gefäß mit dem Weihwasser seinen Platz gefunden.

Es bestand aus Metall, glänzte silbrig, und war geformt wie ein übergroßer Salzstreuer.

Prantl riß es an sich, und er schwang das Weihwassergefäß nach vorn, auf den Zombie zu. Durch die Löcher fiel das Wasser in zahlreichen Tropfen. Es ergoß sich wie ein Regen auf den Eindringling, der nicht mehr ausweichen konnte.

Er wurde voll erwischt.

Plötzlich zischte es. Rauch wölkte auf. Der Zombie riß die Arme hoch, um sich zu schützen, vergeblich, denn die Tropfen brannten

auch auf deren Haut.

Prantl hatte seine Angst überwunden. »Hinweg mit dir, du verfluchter Satan!« brüllte er. »Hinweg aus diesem Haus Gottes! Zurück in dein Grab, in die kalte Erde, du Günstling der Hölle…«

Der Zombie verschwand. Nicht wegen der Worte, ihm machte das Weihwasser zu schaffen. Die Tropfen zischten auf, als sie seine Haut trafen und brannten kleine Löcher hinein. Sie hinterließen winzige, dampfende Wunden, und der stumme Zombie zuckte vor Schmerz zusammen. Nicht nur das, er trat auch den Rückweg an.

Bevor der Pfarrer zum vierten Mal das Weihwasser gegen ihn schleudern konnte, war der Untote bereits durch die Tür verschwunden und hatte sie wieder hinter sich zugezerrt.

Jetzt hätte Prantl nachsetzen können, er ließ es bleiben. Für ihn war wichtig, daß er dieses Wesen zum zweiten Mal vertrieben hatte. Mit zitternder Hand stellte er das Gefäß wieder an seinen Platz zurück.

Danach ging er wie eine aufgedrehte männliche Puppe durch die Sakristei. Er wußte nicht, was er wollte, murmelte Wortfetzen vor sich hin und dachte schließlich daran, daß er in die Kirche hatte gehen wollen.

Daran wollte er auch jetzt nichts ändern.

Noch einmal schaute er auf die Tür, durch die das Wesen verschwunden war.

Sie blieb geschlossen.

Prantl nickte zufrieden vor sich hin. Plötzlich hatte ihn so etwas wie eine Siegesstimmung überkommen. Er kam sich beinahe vor wie eine Gestalt aus der Bibel. Er hatte das Böse besiegt. Er war standhaft geblieben, und dafür wollte er danken.

Es kribbelte auf seinem Rücken, als er die düstere Kirche betrat. Für einen Moment spürte er wieder Furcht, dann erinnerte sich der Pfarrer daran, wo er sich befand, und ein glücklich anmutendes Lächeln huschte über seine Lippen.

Dieser Ort gab ihm Trost und Hoffnung zugleich. Hier würde ihm das Böse nicht folgen.

Gemessenen Schrittes, wie es dieser Raum verlangte, ging er auf den höher liegenden prächtigen Altar zu, dessen Flügel, Bemalungen und Figuren in der herrschenden Düsternis verschwammen, aber auf keinen Fall bedrohlich wirkten.

Er kniete auf der untersten Altarstufe, faltete die Hände und senkte den Kopf.

Sekunden später war er bereits in einem tiefen Dankgebet versunken…

***

Eartha Davies hatte ihren Sohn Mario auf die Terrasse gezogen und

ihm eine Hand auf die Schulter gelegt. »Jetzt ist die Zeit gekommen, um zu verschwinden«, sagte sie.

»Wirklich?«

»Ja, komm!«

Mario vertraute seiner Mutter voll und ganz. Sie war anders als sein Vater, denn bei ihr spürte er genau, daß er ein Teil von ihr war. Sie würde ihn niemals belügen oder reinlegen. Alles, was sie tat, geschah auch in seinem Sinne.

Eartha wartete auf ihn an der Brüstung. Der Junge fragte nicht mehr nach seinem Vater. Er schaute auf die Hand der Frau, die über die Brüstung hinwegdeutete. »Du wirst klettern müssen. Kannst du das?«

»Ja.«

»Dann beeil dich!«

Er war auf alles vorbereitet. Die beiden Arme der Strickleiter hingen an der Brüstung so fest, daß sie auch nicht reißen würden, wenn die Leiter belastet wurde.

Mario war geschickt. Seine Mutter sah ihn in der Tiefe verschwinden, dann schaute sie zurück in die Suite, in die sie nicht mehr zurückkehren würde, wenn es nach ihr ging.

Sie konnten ruhig alles zurücklassen. Für sie und ihren Sohn würde ein neues Leben beginnen. Da brauchten sie auch keine Angst mehr vor irgendwelchen Mafiakillern zu haben, denn schon sehr bald würden sie unter einem besonderen Schutz stehen.

Ihren Mann hatte sie abgehakt. Er hatte das besondere Verhältnis zwischen Mutter und Sohn sowieso nie verstanden und hatte auch nicht begreifen wollen.

Jetzt war es vorbei. Sie wußte, daß man ihn erschossen hatte. Sie hatte es durch den Türspalt gesehen, und sie hatte aus bestimmten Gründen nicht eingegriffen.

»Wo bist du?« zischelte sie in die Tiefe.

Zuerst hörte sie ein Rascheln, dann erst die vertraute Stimme ihres Sohnes. »Fast unten.«

»Das ist gut. Ich komme jetzt ebenfalls.«

Auch Eartha schwang sich gewandt über die Brüstung hinweg und erreichte die erste Sprosse ohne Schwierigkeiten. Auch wenn die Leiter schwankte, so machte ihr das nichts aus.

Wie eine geübte Kletterin fand sie den Weg nach unten, und schon bald erschienen neben ihr die ersten Spitzen der Bäume. Die Zweige, die nach ihr greifen wollten, die an ihrer Gestalt entlangschleiften und ihr Gesicht berührten wie fettige Finger.

Mario stand bereits unten. Er hielt die Leiter fest. Seine Gestalt war nur undeutlich auszumachen.

Glücklicherweise stand die nächste Leuchte ziemlich weit entfernt, so konnten sie auch nicht so leicht entdeckt werden.

Die letzten drei Stufen ließ sich Eartha Davies fallen. Neben Mario landete sie auf einem weichen, mit Gras und Humus bedeckten Boden. Sie kam wieder hoch und lächelte.

Mario schaute sie an. Seine Augen leuchteten in der Dunkelheit wie poliertes Metall. »Ist alles gut?« fragte er.

»Ja.« Sie nickte.

»Können wir gehen?«

Eartha hielt Mario an der Schulter fest. »Gleich, mein Junge. Ich muß dir noch etwas sagen: Dein Vater ist tot!«

Mario schwieg.

»Du mußt dich damit abfinden.«

»Das habe ich mich schon.«

Sie lächelte breit. »Sehr schön, mein Junge.«

»Waren es die Killer?«

»Ja, aber keine Killer männlichen Geschlechts. Sie haben uns Frauen geschickt. Zumindest eine habe ich gesehen. Die ist aber zusammen mit ihrer Freundin gekommen. Auf der Terrasse saßen sie nur zwei Schritte von uns entfernt mit diesem Mann.«

»Sinclair?«

»Richtig.«

»Ich hasse ihn!«

»Das sollst du auch.« Sie legte einen Arm um den Jungen. »Ich verspreche dir, daß er uns nicht mehr in die Quere kommen wird, Kleiner. Darauf kannst du dich verlassen. Ab jetzt zählen nur deine und meine Pläne. Haben wir uns verstanden?«

»Sicher, Mum.«

Mario Davies war froh, daß alles so gekommen war. Für ihn hatte es sich bezahlt gemacht, seiner Mutter zu vertrauen, außerdem war Blut immer dicker als Wein.

Eartha faßte nach der Hand ihres Sohnes. Sie zog ihn weiter in eine gute Deckung. Im Hotel würde noch einiges passieren, damit wollten sie nichts zu tun haben. Sie flüsterte ihm zu. »Los, so schnell wie möglich zum Parkplatz!« Entsprechend angezogen war sie in ihrer langen Hose, dem T-Shirt und der dunklen Jacke. In der Dunkelheit konnte sie kaum gesehen werden. Auch Mario war dunkel gekleidet.

Sie hatten sich einen Ford Kombi geliehen. Den Schlüssel trug Eartha bei sich. Wie eine Katze bewegte sie sich auf den Parkplatz zu und schlug dabei einen Bogen. Auf keinen Fall sollte ihre Flucht bemerkt werden. Es saßen immer wieder Gäste auf den Balkonen, und die hatten oft genug scharfe Augen. Neugier gehörte nun zu den primären menschlichen Eigenschaften.

Erst auf dem Parkplatz sprach sie wieder mit ihrem Sohn. Auch hier hielten sie sich im Schatten.

Zudem hatten sie Glück, daß niemand ankam oder noch wegfahren

wollte. »Wie fühlst du dich, Mario?«
»Gut!«
Sie schaute ihn von der Seite an. »Tatsächlich?«
»Ja, Mum, ich freue mich.«
Eartha lächelte. Es war super, daß er sich freute, auch für sie, die voll und ganz auf der Seite ihres Sohnes stand. Sie dachte daran, daß alte Kräfte nicht verschüttet waren und neue sich ihren Weg bahnen würden. Durch nichts konnten sie aufgehalten werden. Die Magie war noch immer stärker als die Kraft der Menschen.
Sie erreichten den Wagen. Das Dach schimmerte matt. Es war feuchter geworden. Dunst umkroch den See an seinen Ufern und breitete sich allmählich aus. Es wurde auch windiger.
Sie stieg ein, öffnete ihrem Sohn die Tür, der noch einmal einen Blick auf das Hotel warf. Daß sie dort einen Toten zurückgelassen hatten, störte weder ihn noch Eartha. Das Leben war eben hart, und wer sich gegen bestimmte Gesetze stemmte, durfte sich nicht wundern, wenn er es nicht überstand.
»Steig endlich ein.«
Der Junge nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Seine Mutter drehte den Zündschlüssel herum. Ein knappes Lächeln huschte über ihre vollen Lippen. Die dunkle Haut der beiden schimmerte wie glänzender Kakao. Zwei Augen glänzten in Vorfreude.
Eartha ließ das Fahrzeug rückwärts aus der Parktasche rollen. Es klappte alles wunderbar. Zwar mußte sie einige Male rangieren, aber das schaffte sie auch.
Dann war der Weg frei. Sie fuhren in die Stille und Leere. Auf den normalen Parkplätzen, die zur Zugspitzbahn gehörten, standen nur wenige Fahrzeuge. Auch die Straße nach Grainau war leer. Der Wind schüttelte die Bäume. Es roch nach einem Gewitter und nach Regen, was Mutter und Sohn nicht stören würde. Im Gegenteil, der Wettergott würde für eine perfekte Untermalung sorgen.
Mario saß nachdenklich auf dem Sitz. Er hielt den Kopf gesenkt. Nicht einmal schaute er durch die Fenster. Er war in Gedanken versunken, »träumte« von den Toten, die er so liebte. Eartha kannte alle Einzelheiten seines Geheimnisses. Sie hoffte nur, daß die Toten auch ihn liebten, sonst sah es für ihn nicht gut aus. Dann war er nur mehr Fleisch für die lebenden Leichen.
Die Kulisse der Berge lag im Dunkeln. Auch die Wälder bildeten fast schwarze Flächen. Am Himmel zeigten die Wolken ein unheimliches und wildes Muster, nur an bestimmten Stellen vom Licht des Mondes angestrahlt und durchsichtiger. Die Sterne waren nicht zu sehen, die Welt schien in einem tiefen Grau versunken zu sein.
Die Straße führte weiter nach Garmisch. Als sie Grainau erreichten, war der Ort leer. Vor den Lokalen und Wirtshäusern saßen keine Gäste

mehr. Grainau hatte sich längst auf die Nacht vorbereitet, und der Wind konnte durch leere Straßen fegen.

Sie fuhren rechts ab, um nach Obergrainau zu gelangen, wo auch die Kirche stand. Der Minigolfplatz wirkte wie ein totes Feld, wo keiner mehr spielte und auch keine Lampe brannte. Wenn der Wind in die Bäume hineinfuhr, dann rauschten die Blätter, und sie bewegten sich nickend, als wollten sie etwas mitteilen.

Nicht einmal Jugendliche hielten sich noch auf den Straßen auf. Das Wetter hatte sie vertrieben.

Keiner wollte sich einem Unwetter und dichten Regenschauern aussetzen. Die Nervosität des Jungen nahm zu, je mehr sie sich dem Ziel näherten. Er rieb mit seinen Handflächen über den Stoff der Hosenbeine. Seiner Mutter gefiel das nicht. »Was hast du? Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Ich weiß nicht.«

Eartha lächelte beruhigend. »Keine Sorge, mein Lieber, es wird schon gutgehen. Man kann die andere Seite nicht betrügen. Sie wird immer ihren Weg gehen, und sie wird auch ihre Freunde nicht im Stich lassen. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich hoffe es.«

»Es klappt alles, glaub mir.« Sie fuhren die Straße hoch, an deren rechter Seite der Hügel lag, auf dem die Kirche stand. Als der Junge sie sah, schüttelte er den Kopf. Seine Mutter registrierte es, fragte ihn aber erst, nachdem sie den Wagen geparkt hatte.

»Was stört dich?«

»Die Kirche.«

Eartha mußte leise lachen. Sie strich über Marios Kopf. »Hat sie dich auch schon gestern gestört?«

»Nicht so stark wie heute.«

»Ist denn etwas passiert? Hat sich einiges verändert? Ich muß dich fragen, da ich selbst nicht Bescheid weiß.«

Er hob die Schultern. »Das kann ich nicht sagen. Äußerlich ist alles wie gestern, aber…« Er suchte nach Worten, runzelte die Stirn und nahm eine schon abwehrende Haltung ein. »Nur ein Gefühl, Mum, es ist nur ein Gefühl.«

»Du wirst bald einen Freund treffen.«

»Das hoffe ich.«

»Vielleicht sogar drei.« Er nickte.

»Dann ist doch alles gut.«

Mario blies seinen Atem gegen die Scheibe. »Ich weiß es eben nicht.« Er drehte den Kopf, um einen Blick in den Himmel zu werfen, wo die Wolken sich gegenseitig jagten, als wollten sie den Mond fangen.

»Wir sollten aussteigen.«

»Ja, Mum.«

Eartha gefiel die Stimme nicht, weil sie ihr zu gleichgültig klang. Ohne Power und Energie. Wahrscheinlich würde sie noch viel Arbeit haben, um Mario umzustimmen. Dabei hatte er in den letzten Tagen so gut pariert.

Sie schloß den Wagen ab, als beide ihn verlassen hatten. Mario war in seinem Schutz stehengeblieben. Er trug keine Mütze mehr und schien sich unter den stärker gewordenen Windstößen zu ducken. Seine Augen waren auf die Kirche gerichtet. Der Bau stand wie ein mächtiges Denkmal auf dem Hügel, zu dem ein grauer Weg vom Gehsteig her hochführte. Vom Friedhof sahen sie nicht ein Grab. Das Gelände lag jenseits der Kirche und führte in drei Ebenen bis hinunter zur anderen Straße.

Die Frau ging um das Fahrzeug herum. Neben Mario blieb sie stehen, legte ihm dem Arm um die Schulter, schaute in sein Gesicht, das so gar keine Fröhlichkeit zeigte. Er nagte auf der Unterlippe.

Kleine Schweißtropfen hatten Fäden gebildet und rannen über die Wangen. Sein Lächeln wirkte verkrampft. Sogar eine Gänsehaut hatte er bekommen.

»Wir müssen hin«, sagte sie. »Es ist alles vorbereitet worden. Es gibt kein Zurück.«

»Ich will ja auch.«

Für Eartha hatte es nicht eben überzeugend geklungen. »Wenn wir erst einmal auf dem Friedhof sind und du deinen Freunden gegenüberstehst, sieht alles anders aus, das mußt du mir glauben. Dann hat dich die andere Welt akzeptiert.«

Mario schaute seine Mutter an, lange und intensiv. Dabei verschwand die Bedrückung aus seinem Gesicht und machte einem Lächeln Platz. Er hob beide Arme und umschlang seine Mutter. »Mum, ich… ich liebe dich, Mum.«

Eartha war froh, das zu hören. »Ich dich auch. Mario.«

Er ließ sie los. »Können wir jetzt gehen?«

Die Augen der Frau leuchteten. »Ja, mein Junge, wir werden gehen. Es ist alles klar.«

Sie machten sich auf den Weg…

***

Unruhe war in den Tiefen der beiden Gräber entstanden. Die Leichen wollten nicht mehr in der feuchten Kühle bleiben. Der Drang an die Oberfläche war unwiderstehlich geworden. Aber sie verfügten nicht über die Kraft der ersten Wachsleiche. Sie hatten keine »Nahrung« bekommen und hatten es demnach schwerer.

Der Wind fegte auch über die abseits liegenden Gräber. Doch er bewegte die Oberfläche nicht. Daß sie Risse und Lücken aufwies, lag allein an der Kraft, die aus der Tiefe kam und sich immer mehr in die

Höhe bohrte. Die Toten wollten raus!

Sie kämpften sich weiter vor.

Parallel näherte sich das unerklärliche Grauen. Fäuste stießen intervallweise in die Höhe, als wollten sie erst an die Oberfläche anklopfen, bevor sie den Durchbruch schafften. In den Gräbern hatte sich die Kälte des Todes ausgebreitet. Über ihnen wehte der Wind. Der Himmel präsentierte ein wildes Wolkenspiel, und nur vereinzelt erreichte der Schein des Mondes den Friedhof.

Ein Grab war leer. Die Leiche hatte es aufgewühlt zurückgelassen. Die beiden anderen waren noch nicht soweit. Sie steckten noch voller Unruhe, ohne allerdings einen Durchbruch zu erreichen.

Trotz der Widrigkeiten ließen sich die Wachsleichen nicht aufhalten. Sie wollten nicht hinter ihrem Artgenossen zurückstehen und kämpften deshalb weiter.

Sie kamen auch vor.

Und sie kamen durch.

Fast gleichzeitig schafften sie den Durchbruch. In der Erde öffneten sich Spalten.

Zwei bleiche Hände mit langen Fingern wühlten sich aus den Gräbern.

Sie hatten es geschafft.

Fast jedenfalls…

***

»Vergessen?« höhnte ich. »Tut mir leid, aber ich kann einen Mord nicht vergessen, Miß Vincaro. Da bin ich eben etwas altmodisch oder konservativ. Tut mir leid für Sie.« Ich spielte nicht nur, ich war wirklich sauer, denn dieser brutale Mord war mir an die Nieren gegangen, und Sally hatte natürlich davon gewußt, auch wenn sie nicht selbst daran beteiligt gewesen war. Nur machte sie nicht den Eindruck, als würde sie daran überhaupt denken. Sie lehnte an meinem Leihfahrzeug, als wäre überhaupt nichts passiert. Sogar lächeln konnte sie.

»Sie sollten vergessen.«

»Bestimmt nicht.«

»Jetzt reden Sie wie ein Bulle.« Sie hatte mich provozieren wollen und hoffte auch, daß ich ihr zustimmen würde, doch einen Teufel tat ich. Sie erntete Schweigen.

»Was wollen Sie?« fragte ich nach einer Weile.

Sally hob die Schultern. Sie wirkte nicht mehr so nett und fraulich, sondern kantig und hart. »Sie sollten sich auf andere Dingen konzentrieren, John.«

»Wie schön, daß Sie so besorgt um mich sind. Auf welche denn, wenn ich fragen darf.«

»Sehen Sie, schon packt Sie die Neugier. Auf den Jungen und seine Mutter, zum Beispiel.«

»Tatsächlich?«

»Ja, und zwar bald, denn die beiden sind nicht ungefährlich, wie ich meine.«

»Sie aber auch nicht.«

»Es hält sich in Grenzen.«

»Sie wissen, was Ihrer Freundin passiert ist?«

Sally biß sich auf die Unterlippe. Ich konnte es deshalb sehen, weil ich näher an sie heranging. Für einen Moment sah es aus, als würde ihre Maske zerbrechen, dann holte sie tief Luft und hatte sich wieder in der Gewalt. »Nicht genau oder ausführlich. Ich kann mir denken, daß Sie mich aufklären werden.«

»Gern.«

»Tun Sie es.«

»Audrey ist tot!«

Drei Worte nur, die ich schon des öfteren Menschen gesagt hatte. Jeder reagierte anders, obwohl es im Prinzip nur zwei Differenzierungen gab. Die einen waren beinahe zu Tode erschreckt, die anderen nahmen die Nachricht gleichgültig hin.

Sallys Reaktion lag dazwischen. Sie brach nicht zusammen, sie jubelte auch nicht, sie schaute mich nur an. Dabei bewegten sich ihre Finger. Dann fragte sie: »Waren Sie es?«

»Nein. Obwohl ich zugeben muß, daß nicht viel gefehlt hätte. Wir standen uns praktisch Auge in Auge gegenüber. Ich nehme auch an, daß Sie den toten Sidney Davies weggeschafft haben.«

»Stimmt.«

»Audrey wollte mich töten.« Ich hob die Schultern. »Nun ja, ich will auf Einzelheiten verzichten. Es ist mir gelungen, sie zu überwältigen. Ich sperrte sie in die Gästetoilette ein. Als sie sich später nicht meldete, schaute ich nach. Sie war…«

Sally unterbrach mich. »Gift?« Ich nickte.

Die Frau vor mir zitterte für einen Moment. Sie trug eine graue Jacke und hatte ihr Kleid gegen eine Hose getauscht. Darüber trug sie eine dünne Bluse. Tief holte sie Luft. »Ja, so war es vorgesehen, John.«

»Bei Niederlage Tod?«

»Es ist unser Job.«

»Ein Killerjob.«

Sie schwieg. Ich gab ihr die Sekunden, um sich zu erholen. Sie blickte an mir vorbei in die Ferne.

Die Augen hatten dabei einen nachdenklichen und lauernden Ausdruck angenommen. Schließlich schüttelte sich Sally und hob die Schultern. »Okay, ich habe mich damit abgefunden. Es ist unser Berufsrisiko. Es waren zwei schöne Jahre mit ihr, das können Sie mir

glauben.«

Ich glaubte es ihr, aber ich begriff es nicht. Vielleicht mußte man selbst Mörder sein, um dies verstehen zu können. Für mich war das einfach zu hoch.

»Was passiert ist, das ist passiert. Wir können es nicht rückgängig machen.« Sie hustete. »Sie sollten sich Ihr Vorgehen trotzdem überlegen, John.«

»Das habe ich schon.«

»Da bin ich mir nicht sicher, ob Sie den richtigen Weg eingeschlagen haben. Ich bin leider zu spät gekommen und habe die beiden nicht stoppen können. Aber um sie geht es, um Mutter und Sohn. Wenn ich Ihnen sage, daß sie eine viel größere Gefahr bilden als Audrey und ich es zusammen waren, würden Sie mir dann glauben?«

»Nur schwer.«

»Habe ich mir gedacht. Es ist trotzdem so. Uns ging es ja um die Familie.«

»Der Mafia.«

Sie pfiff mich an. »Aha, der Herr weiß Bescheid. Also doch nicht so ohne!«

»Nehmen Sie mal an, daß ich Bescheid weiß. Es rechtfertigt Ihre Tat noch längst nicht.«

»Darüber sollten Sie sich keine Gedanken machen, John. Wenn man es genau nimmt, war Sidney Davies der Harmloseste aus der Familie. Ein armes Schwein, der gegen Frau und Sohn nicht ankam. Er hat aus bestimmten Gründen sterben müssen.«

»Er hat etwas Richtiges getan.«

»Das sagen Sie. Es ist vorbei, Sinclair. Lassen Sie uns darüber nicht mehr reden. Es gibt wichtigere Dinge. Mutter und Sohn. Ein brandgefährliches Duett.«

Ich tat unwissend. »Für die Mafia?«

»Kaum. Jedenfalls nicht so wie Sidney. Hier geht es um andere Dinge, mein Lieber.«

»Reden Sie!«

»Um Magie. Schwarze Magie, wenn Sie damit etwas anfangen können, John.« Sie beobachtete mich kalt lächelnd.

»Zumindest habe ich davon gehört.«

Das Lächeln wurde zum Lachen. »Zuwenig, John. Schwarze Magie…«

»Das sagten Sie schon.«

»Ich bin noch nicht fertig. Voodoo…«

»Auch das noch!«

»Ja, echter Voodoo.«

»Woher wissen Sie das?«

»Unsere Organisation hat sich mit der Familie beschäftigt. Schließlich hat Sidney einmal dazugehört, und die Leute sind ja nicht dumm. Sie

kaufen keine Katze im Sack. Davies hatte eine hohe Stellung inne. Da kann man keinen x-beliebigen hinsetzen. Da muß schon der Hintergrund genau durchleuchtet werden, darauf können Sie sich verlassen. Und wir haben ihn durchleuchtet. Dabei ist uns einiges aufgefallen. Es ging um Mario und seine Mutter. Eartha stammte aus der Karibik, dort glaubt man noch an die Voodoo-Kräfte. Vor allen Dingen auf den nicht so bekannten Inseln. Sie stammte von einem dieser Eilande, und sie war dort keine Unbekannte.«

»Inwiefern?«

»Man bezeichnete sie als eine Voodoo-Meisterin. Meinetwegen auch als eine Königin. Jedenfalls hat sie sich mit dem Auswuchs der Schwarzen Magie sehr genau beschäftigt und es zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Sie merken also, es ist ein wenig kompliziert.«

»Was ist mit Mario?«

»Eartha ist seine Mutter. Ihre Kräfte sind nicht nur auf den Jungen übergegangen, sie haben sich sogar noch verstärkt oder potenziert. Für mich ist er gefährlicher als seine Mutter. Das blieb nicht geheim. Mario war in den Staaten das Versuchsobjekt einiger Parapsychologen. Die Organisation hat herausgefunden, zu welchen Ergebnissen die Leute gekommen sind. Es sieht schlimm aus. Mario verfügt über übersinnliche Kräfte. Es steht mit dem Bösen im Bunde.«

Ich hatte ruhig zugehört und ihr nicht erklärt, daß ich Bescheid wußte. Statt dessen fragte ich: »Daran glauben Sie?«

»Ja.«

»Was noch?«

»Ich glaube auch daran, daß beide versuchen werden, Sidney nach ihren Methoden zu rächen. Das heißt, sie werden ihre Kräfte gemeinsam einsetzen, und ich bin sicher, daß sie schon längst damit begonnen haben, und nicht erst in dieser Nacht. Mario liebt die Toten. Auch daran glaube ich. Er ist ein Freund der Leichen. Dabei spielt es keine Rolle, wie alt sie sind. Mario mag sie eben. Daran sollten Sie denken.«

»Hört sich alles sehr märchenhaft an, was Sie mir da gesagt haben, Sally.«

»Möglich, aber es entspricht den Tatsachen.«

»Und Sie haben noch ihren Job…«

Auf ihrer Stirn bildete sich eine Falte. »Wie kommen Sie ausgerechnet jetzt darauf?«

»Ja, sie müssen die Familie eliminieren. Das werden Sie wahrscheinlich jetzt versuchen.«

»Gut nachgedacht.«

»Und wo?«

Sally Vincaro zeigte mir ein beinahe schon mitleidiges Lächeln. »John, ich bitte Sie. Wenn jemand die Toten liebt, wo kann er sich

dann schon aufhalten!?«

»Ein Friedhof wäre der richtige Ort.«

»Stimmt. Weitere Frage. Wo finden Sie den nächsten?«

Ich brummte etwas vor mich hin. »Sehr gut kenne ich mich hier nicht aus. Ich nehme allerdings an, daß es in Grainau sein könnte. Dort gibt es einen Friedhof.«

»Genau, direkt neben der Kirche.«

»Schreckt ihn das nicht ab?«

Sally lachte mich hart an. »Tut mir leid, aber Mario wird sich nicht abschrecken lassen. Er ist sich seiner Kräfte sehr wohl bewußt. Er weiß genau, wie mächtig er ist, und damit beinahe allen Menschen überlegen ist. Deshalb ist er auch so gefährlich. Jeder muß sich vor ihm hüten. Zusammen mit seiner Mutter ist er nahezu unschlagbar.«

»Aus Ihnen spricht Pessimismus.«

»Irrtum. So bin ich nicht eingestellt. Ich werde mich ihnen zeigen. Ich will sie haben.«

»Um zu verlieren.«

»Nein, Sinclair, nicht ich.« Sie sprach beinahe mit einer Männerstimme, so dumpf und dunkel. »Es gibt Möglichkeiten, man braucht nur das entsprechende Kaliber.«

»Was Sie haben?«

»Magnum. Kaliber 9,65. Da reißen die Kugeln Löcher so groß wie Fäuste. Damit kann man den Untoten die Schädel vom Hals schießen, glauben Sie mir.«

»Ja, ich kenne mich aus. Demnach rechnen Sie damit, daß es Untote gibt.«

Sie hörte den Zweifel aus meiner Stimme. »Ich kann es auch anders sagen. Lebende Leichen, Zombies. Wesen, die aus ihren Gräbern gestiegen und schon fast verwest sind. Vergessen Sie nicht, daß Mario die Toten liebt. So sehr, daß er darunter leidet, wenn sie in ihren feuchten, kalten Gräbern liegen. Er wird dafür sorgen, daß sie diese Plätze nicht mehr einnehmen. Sie wollen aus der Tiefe hochsteigen und wieder zurück in die Welt der Lebenden gehen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Daran glauben Sie?«

»Das werde ich mir noch in dieser Nacht ansehen. Ich denke, John, daß der Friedhof von Grainau sehr bald ein anderes Gesicht bekommen wird oder es schon hat. Ich habe meinen Job. Was mit Audrey geschehen ist - nun ja«, sie hob die Schultern. »Man kann es auch als Berufsrisiko ansehen, aber ich mache weiter.«

»Das dachte ich mir.«

Blitzschnell zog sie ihre Waffe. Sie hatte sie unter der Jacke verborgen gehabt. Ich reagierte nicht, denn die Unterhaltung mit Sally hatte mich auch eingelullt. Dafür schaute ich in die Mündung und fragte sie, ob sie jetzt schießen wollte.

»Nicht unbedingt.«
»Schön. Und warum bedrohen Sie mich dann?«
»Weil ich Ihnen klarmachen wollte, daß ich mich von keinem Menschen aufhalten lasse.«
Ich schürzte die Lippen, bevor ich lächelte. »Glauben Sie denn, daß ich das vorgehabt habe?«
»Wenn Sie ein Bulle sind, bestimmt.«
Ich bestätigte das nicht, sondern redete mit ihr über meine Pläne. »Stellen Sie sich mal vor, Sally, wir beide - so unterschiedlich wir auch sind - haben trotzdem denselben Gedanken gehabt. Auch ich wollte dem Friedhof einen Besuch abstatten.«
»Sie lügen.«
»Nein!«
»Dann hätten Sie über Mario und seine Mutter Bescheid gewußt.«
»Wäre das so schlimm gewesen?«
Sie hob die Waffe etwas an. »Was wissen Sie, Sinclair? Was, zum Henker, ist Ihnen bekannt?«
»Leider zuwenig, was die Mutter angeht. Aber über Mario bin ich schon informiert. Sie werden also keinen Naivling an Ihrer Seite haben, wenn Sie den Friedhof betreten.«
»Was heißt, Sie wollen mit?«
»Ich hatte es vor.«
Sie lächelte mich an. »Ich könnte es nicht wollen.«
»Was wäre wenn?«
»Dann müßte ich Sie töten.«
Sie hatte es mit einer Gelassenheit gesagt, die mich schon erschreckte. Wieder einmal war mir vor Augen geführt worden, daß ich es hier mit einer Killerin zu tun hatte. »Sie würden hier eine Leiche auf dem Parkplatz zurücklassen.«
»Mich stört es nicht.«
»Aber mich.«
»Kann ich mir denken. Wenn man sie findet, wird man für einige Tage verrückt spielen, aber das legt sich dann. Wer käme schon auf die Idee, daß ich geschossen hätte?«
»Da haben Sie nicht unrecht.«
»Aber ich werde es nicht tun.« Sie ließ die Waffe sinken, steckte die Kanone sogar wieder weg.
»Denn ich gehe davon aus, daß Sie auf meiner Seite stehen. Denken Sie daran, Sinclair. Zunächst einmal sind wir Menschen, die gegen etwas kämpfen müssen, das es eigentlich nur in Filmen und Horrorromanen gibt. Was später sein wird, wir werden sehen.«
»Falls wir überleben!« schränkte ich ein.
»Das hoffe ich doch.«
Ich zeigte ihr den Wagenschlüssel. »Darf ich jetzt einsteigen und

losfahren?«
»Gern. Ich bleibe dann bei Ihnen.«
»Meinetwegen.«
Wir stiegen ein. Sie setzte sich neben mich und war sehr gespannt. Ihre Hand befand sich in ständiger Nähe der Waffe.
Ich schnallte mich an und grinste. »Sie brauchen keine Sorge zu haben, Sally, ich werde nicht versuchen, Sie zu überrumpeln. Ich weiß, was die Glocken geschlagen haben.«
»Wissen Sie das tatsächlich?« Sally stellte die Frage erst, als wir den Parkplatz schon fast verlassen hatten und die Außenlichter des Hotels hinter uns verschwammen.
Ich nickte.
»Dann haben Sie Erfahrungen mit lebenden Leichen?«
Ich schaltete einen Gang höher. »Lassen Sie sich überraschen, Miß Vincaro…«

***

Mutter und Sohn hatten den Friedhof erreicht und stemmten sich beide gegen den böigen Wind, der Staub in die Höhe wirbelte und die Sicht somit verschlechterte.
»Kein günstiges Wetter«, sagte die Frau.
»Den lebenden Toten ist es egal«, meinte ihr Sohn.
»Mag sein, aber wir müssen Sie finden.« Sie nahm Mario an der Hand. »Komm, schauen wir uns die Gräber mal aus der Nähe an. Es könnte schon etwas passiert sein.«
Beide waren sehr aufmerksam, als sie durch das Gelände schritten. Der eine schaute nach rechts, die andere nach links. Still lagen die normalen Gräber. Manchmal schienen sie sich unter den Windböen zu ducken, und der herankriechende Dunst wurde immer wieder durch heftige Sturmstöße auseinandergerissen.
Beide nahmen sie die Atmosphäre in sich auf. Hier herrschte kein Frieden mehr, wie es auf den Friedhöfen eigentlich der Fall hätte sein sollen. Sie spürten, daß das andere, das Fremde und Unheimliche bereits danach gegriffen und den Gottesacker unter seine Knute gezwungen hatte. Auf diesem mit Grabstellen übersäten Gelände hatte der Austausch bereits stattgefunden. Das Böse war Sieger geblieben, und dies alles im Schatten der Kirche.
Hatte sie verloren?
Sie warfen ihr keinen Blick zu, als sie das Bauwerk mit dem hohen Turm passierten. Sie wollten frei über den Friedhof schauen können und durch nichts behindert werden. Nur wenige Menschen fühlen sich in der Nacht inmitten der Gräberfelder wohl, Mutter und Sohn Davies gehörten dazu. Sie hatten beide das Gefühl, in ihre Heimat zurückzukehren.

Es war in erster Linie Mario, der immer wieder auf die Grabstätte schaute. Er hatte sich voll und ganz anderen Kräften hingegeben. Das Gehen war bei ihm nicht mehr als ein Automatismus, die anderen Dinge zählten für ihn viel mehr.

Jedes Grab erschien ihm wie ein Freund.

Aber nur der Inhalt. Er haßte die äußere Hülle, er haßte auch die Kreuze und den Schmuck. Er haßte selbst die Menschen, die dafür gesorgt hatten, daß die Toten so »unwürdig« in dieser kalten Friedhofserde bestattet wurden. Das hatten sie seiner Meinung nach nicht verdient. Man mußte sie lieben, ihnen nahe sein, denn sie waren seine Freunde, und dieses Gefühl überkam ihn auch jetzt, denn er spürte das Brausen in seinem Kopf, das sich aus einem aus den Gräbern hochsteigenden Gedankensturm zusammensetzte und ihn in eine nahezu verzückte und leicht entrückte Stimmung hineinbrachte.

Er mochte den Tod in all seinen schrecklichen Varianten. Für ihn spielte es keine Rolle, wie die Menschen ums Leben gekommen waren. Für ihn waren sie auch nicht tot. Hätten sie sonst auf ihre Art und Weise mit ihm in Kontakt treten können?

Seine Mutter dachte anders. Realistischer, den sie fühlte sich nicht so sicher.

Immer wieder schaute sie sich um. Ihr fiel auch auf, daß in der hinter der Kirche liegenden Sakristei Licht brannte.

War da noch jemand auf den Beinen?

Wenn das stimmte, dann konnte es ihrer Meinung nach nur der Pfarrer sein. Und vor dem brauchten sie sich nicht zu fürchten. Er sollte sowieso das erste Opfer werden, nach dem Gärtner natürlich, dessen Schnüffelei ihm zum Verhängnis geworden war.

Mario war davon überzeugt gewesen, daß die drei Leichen ihre Gräber verlassen hatten. Bisher hatte die Frau noch nichts davon sehen können. Außer ihnen beiden bewegte sich niemand über den Friedhof. Sie hoffte, daß dies kein schlechtes Omen war.

Mario blieb plötzlich stehen. Er hatte dies ohne Vorwarnung getan. Seine Mutter war noch zwei Schritte weitergegangen, bis auch sie anhielt. »Was ist denn?«

Mario hatte sie gehört, er reagierte nur nicht. Die Arme waren leicht vom Körper abgespreizt, sein Blick in die Ferne gerichtet, die Augen wirkten verdreht. Er befand sich zwar noch in der normalen Welt, doch seine Gedanken oder sein Geist waren auf Wanderschaft gegangen, um den großen Kontakt zu suchen.

»Bitte, Mario…«

Der Junge bewegte seine Augen, als wollte er ihr zuzwinkern. Dann nickte er seiner Mutter entgegen. »Ich habe etwas gefunden«, flüsterte er und korrigierte sich gleichzeitig. »Nein, nichts gefunden, ich habe den Kontakt bekommen.«

»Mit wem?«
»Mit ihm!«
Eartha wußte, was er meinte. Es konnte sich dabei nur um eine der Leichen handeln. Sicherheitshalber fragte sie noch einmal nach. »Meinst du den Toten?«
»Ja…«
»Wo ist er?«
Mario drehte sich auf der Stelle und streckte beide Arme dabei aus. »Irgendwo«, erwiderte er leise.
»Irgendwo in der Nähe, aber nicht mehr in seinem Grab!« erklärte er mit lauter und fester Stimme.
Dann lachte er. »Ja, er hat es geschafft! Er hat meinen Ruf vernommen. Er ist mir gefolgt, Mum. Es ist alles so wunderbar. Wir sind schon die Sieger, und wir werden sie immer bleiben.«
»Dann müssen wir ihn finden!«
Mario Davies nickte. »Das hatte ich auch vor, Mum.«
»Weißt du denn, wo wir hingehen müssen, um deinen Freund begrüßen zu können?«
»Leider nein. Ich spüre nur, daß er sein Grab verlassen hat. Wir werden dorthin gehen.«
»Einverstanden. Und was ist mit den beiden anderen Leichen? Kannst du mehr über sie sagen?«
»Noch nicht.«
»Warum nicht?«
»Ich weiß es nicht. Es kann sein, daß auch sie es geschafft haben, muß aber nicht. Sie sind… sie sind…«, er hob die Schultern. Wütend stampfte er mit dem Fuß auf. »Es ist besser, wenn wir jetzt an die Gräber gehen, Mum.«
»Wie du willst.«
Mario zeigte sich nach diesem Gespräch verändert. Er setzte seinen Weg sehr zielstrebig fort und war nicht mehr nur in seinen tiefen Gedanken versunken. Im Gegensatz zu seiner Mutter kannte er sich durch die vorherigen Besuche auf dem Gelände aus, und sie blieben auch auf der oberen Terrasse, gingen allerdings dorthin, wo der Friedhof eine seitliche Grenze hatte und ein Wall aus Büschen Schatten spendete. Es war ein kleines Gebiet das etwas abseits lag, und darüber äußerte sich der Junge auch.
»Die Menschen hier haben sie verscharrt. Sie wollten sie nicht haben. Sie haben sie behandelt wie alte Tierkadaver, aber das werden wir ihnen heimzahlen.« Er fühlte sich wie ein Rächer und beschleunigte seine Schritte noch.
Eartha hatte Mühe, ihm auf den Fersen zu bleiben. Die Gestalt ihres Sohnes wirkte gedrungen, zudem ging er leicht vorgebeugt. Nach jedem zweiten Schritt zischte der Atem aus seinem Mund. Er war

wütend, er würde keine Rücksicht mehr kennen, und dieser Augenblick gehörte zu denen, wo selbst Eartha vor ihrem Sohn Furcht bekam. Sie wußte, wie er hassen und wie gnadenlos er sein konnte, wenn sich ihm Feinde in den Weg stellten. Den Mann vom See hatte er nicht vergessen, auch wenn er nicht über ihn sprechen wollte.

Beide ließen die letzten normalen Gräber hinter sich. Dann blieb Mario stehen. Er wartete, bis seine Mutter aufgeschlossen hatte, dann hob er einen Arm. Der ausgestreckte Zeigefinger wies über einen flachen Hang hinweg und deutete auf einen schief aus der Erde wachsenden Grabstein, der das entsprechende Grab markierte.

»Hier ist es«, flüsterte er. Mario war jetzt selig. Er strahlte, er lächelte und ging vor.

Eartha blieb bei ihm. Ihr Sohn drehte sich um. Er konnte es kaum erwarten, seiner Mutter die Stelle zu zeigen. Er stand jetzt direkt neben dem Grab. Seine ausgestreckten Finger waren in die Tiefe gerichtet. Die Spitzen zitterten leicht. »Schau es dir an, Mum! Schau es dir genau an. Sieh sehr gut hin!«

Sie tat es.

Er brauchte nichts mehr zu sagen und zu erklären. Auch Eartha Davies war die Veränderung auf der Graboberfläche nicht entgangen. Sie war nicht mehr gepflegt, sie war nicht glatt, sondern durch einen immensen Druck von innen her aufgewühlt worden. Alles wies darauf hin, daß der Tote erwacht war und das Grab verlassen hatte.

Hier war etwas Unglaubliches geschehen. Mit Logik nicht zu erklären, aber die beiden wußten Bescheid. Die uralten Voodoo-Kräfte, die sich von der Mutter auf den Sohn übertragen hatten, waren an dieser Grabstätte wirksam geworden und hatten das Grauen auf zwei Beinen ausgespieen.

»Das sieht gut aus«, flüsterte die Frau.

Ihr Sohn geriet in einen wahren Begeisterungstaumel. »Ja, Mum, ja. Du hast recht. Es sieht gut aus, und so habe ich es mir auch vorgestellt. Ich wäre enttäuscht gewesen, wenn wir etwas anderes vorgefunden hätten.« Seine Augen glänzten. »Der Tote hat meine Liebe gespürt. Er wird bestimmt wissen, daß ich hier bin, und ich wette mit dir, daß er uns bald entgegenkommen wird. Wir brauchen ihn nicht einmal zu suchen.«

»Was ist mit den beiden anderen Gräbern?«

»Sie schauen wir uns jetzt an«, antwortete der Junge.

Sie brauchten nicht weit zu gehen. Die zwei Gräber lagen in unmittelbarer Nähe des ersten, drei kleine Schritte brachten sie direkt an deren Ränder.

Da diese Gräber etwas mehr im dunklen Schatten lagen, fiel ihnen die Veränderung nicht sofort auf.

Sie entdeckten aber die Bewegungen auf den dunklen Flächen.

»Da ist etwas!« Eartha beugte sich tiefer, zuckte dann zurück, als sie die hellen »Würmer« sah, die aus der Erde schauten. Es waren jedoch keine Würmer, es waren die Finger einer Hand, und sie hörte ihren Sohn leise lachen.

»Es hat geklappt, Mum. Es hat wunderbar geklappt. Sie… sie sind dabei, aus dem Boden zu kriechen.«

»Schön. Willst du ihnen helfen?«

»Ich werde sie zumindest berühren.« Der Junge bückte sich und streckte seine Rechte aus.

Die andere Hand war so weit aus der Erde gedrungen, daß er sie normal umfassen konnte. Er zögerte auch nicht, sondern legte seine verschwitzte Hand an die kalte Totenklaue des lebenden Ungeheuers, dessen übriger Körper noch im Grab steckte.

»Zieh ihn hoch!«

Mario nickte. Es versuchte es. Die Hand zuckte, als wollte sie ihn kitzeln, doch er ließ sie los.

»Schaffst du es nicht?«

Mario richtete sich auf. »Doch, schon, aber sie sollen die Gräber von allein verlassen. Sie werden es schaffen, das weiß ich. Wir wollen hier keine Zeit vergeuden. Einer ist schon draußen. Ich will ihn sehen und ihn umarmen.«

»Bitte.«

Mario faßte seine Mutter an. Er war jetzt in seinem Element. »Ich habe schon Kontakt zu ihm aufgenommen. Jetzt weiß ich sogar, wo er sich aufhält, Mum.«

»Wirklich?«

»Du kannst dich auf mich verlassen.« Er hob den linken Arm an und zeigte den Weg zurück. Dann aber schwenkte er ihn leicht nach rechts. »Dort befindet er sich!«

Eartha Davies erschrak. »Aber da ist die Kirche.«

»Sehr richtig.«

»Und du meinst, daß er hineingegangen ist?«

Mario leckte über seine Lippen. Die Frau bekam keine direkte Antwort. »Etwas hat ihn gelockt. Es… es geht ihm auch nicht gut, glaube ich. Er verspürt Schmerzen. Wir… wir müssen vorsichtig sein und werden noch abwarten müssen. Nur nichts übereilen. Die beiden anderen müssen ebenfalls freikommen. Dann sind wir zu fünft.«

»Und unschlagbar.«

»Du sagst es, Mum, du sagst es.«

Danach zogen sich Mutter und Sohn zurück. Als würden sie schon immer dazugehören, verschmolzen sie mit der Dunkelheit über dem Friedhof. Und nur der Wind war Zeuge ihres unheimlichen Auftritts gewesen…

***

Es gefiel mir überhaupt nicht, mit einer Mörderin an der Seite zu arbeiten, aber es gibt manchmal Situationen, aus denen man nicht so einfach herauskommt.

Wir fuhren, sie schwieg. Ich wußte nicht, welche Gedanken sie durchfluteten, doch es waren sicherlich andere als meine, denn ich dachte über die Frau und ihren Job nach und fragte mich, wie viele Menschen sie wohl auf dem Gewissen hatte. Seit zwei Jahren hatte sie mit einer Partnerin zusammengearbeitet. Beide Frauen waren zu einem Killerteam zusammengewachsen.

Ich wäre damit nicht zurechtgekommen. Jeder Mensch hat doch ein Gewissen, und ich fragte mich, wie Sally Vincaro damit fertig geworden war, wenn sie die Morde begangen hatte. Diese Bilder des Schreckens hätten sie doch bis in die Träume hinein verfolgen und ihr den Schlaf rauben müssen. So jedenfalls wäre es mir ergangen. Und ihr?

Hatte sie überhaupt ein Gewissen, oder war sie längst so abgestumpft, daß ihr ein Mord mehr oder weniger nichts mehr ausmachte?

Die Gegend hatte sich meiner Stimmung angepaßt. Die kurvige Straße führte uns durch einen düsteren Tunnel, denn an beiden Rändern wuchs der Wald sehr dicht. Meine Blicke folgten dem bleichen Licht der Scheinwerfer, die über die glatte Oberfläche der Straße hinwegglitten und sich besonders in den Kurven an den Straßenrändern gespenstisch in Büschen und Bäumen verfingen.

Ich atmete tief durch.

Sally hörte es. Leise lachte sie auf. Dabei zündete sie sich eine Zigarette an. »Jetzt sind Sie verblüfft, ausgepokert, und Sie werden wahrscheinlich über mich nachdenken.«

»Stimmt.«

»Sie werden mich auch verachten.«

»Möglicherweise.«

Sally runzelte die Stirn und ließ Rauch durch ihre Nasenlöcher fließen. »Es gibt eben Unterschiede bei den Menschen. Man hat meine Eltern getötet, als ich noch ein Kind war. Das hat mich irgendwie geprägt.«

»Wer tötete sie?«

»Kein Killer in dem Sinne. Es war der Staat. Sie kamen bei einem Manöver um. Ein Panzer überrollte den Buick meiner Eltern. Können Sie sich vorstellen, wie das Fahrzeug und meine Eltern aussahen? Können Sie das?«

»Kaum.«

»Aber ich habe es sehen müssen, denn ich stand nicht weit davon entfernt. Meine Eltern hatten mich und meine beiden Brüder abholen wollen. Wir sind Zeugen gewesen. Ich spreche nicht mehr darüber,

auch nicht mit meinen Brüdern, den Zwillingen. Sie taten alles gemeinsam. Sie gingen sogar gemeinsam in den Tod. Ich blieb zurück, die kleine Sally, die aber an ihrem Haß fast erstickte. Schon als Teenager habe ich mir vorgenommen, es der Gesellschaft heimzuzahlen, und dabei ist es geblieben. Die Leute, die ich mir aufs Korn nehme, gehören zu dieser Scheißgesellschaft, und Audrey hat ähnlich gedacht.«

»Sorry, aber das kann ich Ihnen als Entschuldigung nicht abnehmen, Sally.«

Sie zerdrückte den Zigarettenstummel im Ascher. »Wenn man Sie so reden hört, ich könnte mir vorstellen, daß Sie sich gut zu einem Pfarrer eignen.«

»Wohl kaum. Ich versuche nur, mir meine Menschlichkeit zu bewahren.«

Sally lachte mich aus. Dann schaute sie aus dem Fenster. »Was ist schon Menschlichkeit in dieser Welt. Eine Scheiße ist das, mehr nicht! Man muß Raubtier sein, um überleben zu können. Aber Sie sind ein Bulle und werden es nicht verstehen. Muß doch für einen Bullen ein beschissenes Gefühl sein, wenn er neben einer Mörderin sitzt und ihr nichts kann.«

»Darüber denke ich nicht nach.«

»Worüber dann?«

»Über den Fall.«

Sie reckte sich. »Weiter, Sinclair, weiter. Was ist, wenn der Fall hinter uns liegt? Dann wird es uns beide auch noch geben, nehme ich mal an. Was werden Sie dann tun? Mich verhaften? Oder wollen wir es ausschießen wie damals im Wilden Westen? Stellen wir uns auf die Hauptstraße von Grainau und…«

»Sie reden Unsinn.«

»Keineswegs, John. Ich denke, Sie sollten sich schon mal Gedanken darüber machen.«

Das tat ich nicht. Dafür entdeckte ich das gelbe Ortseingangsschild. Wir waren also beinahe am Ziel. Ich wußte nicht genau, wo der Friedhof lag, aber in derartig kleinen Orten hatte man ihn zumeist um die Kirche herum gebaut, und deren Turm mußte zu finden sein. Von der Hauptstraße bog ich rechts ab, fuhr langsamer. Die Straßen waren beinahe menschenleer. Der Wind war zu stark. Er rüttelte an den Fensterläden und fegte um Hausecken und in Lücken hinein.

Vor einem Andenkenladen stoppte ich. Als ich die Scheibe nach unten gleiten ließ, schob die Frau ihr Fahrrad an den BMW heran. Sie hatte sich ein Kopftuch umgebunden, hielt das Rad fest und bückte sich dem Fenster entgegen.

»Pardon, aber wir suchen die Kirche. Können Sie uns sagen, wie wir fahren müssen?«

»Sicher doch.«

Zum Glück unterstrich sie ihre Worte durch Gesten, denn ihr oberbayerischer Dialekt war doch nicht so gut zu verstehen. Ich bedankte mich, winkte ihr zu und fuhr wieder an.

Sally lächelte. »Es ist alles so herrlich friedlich. Aber nicht mehr lange. Was meinen Sie, was passiert, wenn dieser Friede plötzlich zerrissen wird?«

»Gar nichts.«

»Teufel, Sinclair, Sie sind komisch. Sie lassen wohl alles erst an sich herankommen, wie?«

»Richtig.«

»Spontanes Handeln kann oft zu Fehlern führen.«

»Ich weiß.« Näher ging ich auf ihre Bemerkung nicht ein. Außerdem mußte ich mich auf den Weg konzentrieren, der uns nach Obergrainau führte. Wir erreichten einen großen Platz, in dessen Mitte ein grünes Rondell gebaut worden waren. Unter Bäumen standen verschiedene Bänke. Von hier aus hatte der Sitzende einen wunderbaren Ausblick auf die nahe Bergwelt, die zu diesem Zeitpunkt allerdings hinter Wolken verschwamm, als wollte sie sich vor uns verstecken.

Sally Vincaro entdeckte die Kirche zuerst. »Da liegt sie. Rechts von uns, auf einem kleinen Hügel.«

»Danke.« Ich blinkte und bog in die entsprechende Straße ein, die links an der Kirche vorbeiführte und ebenfalls eine geringe Steigung aufwies.

Links lagen zwei Lokale. Hinter den Fenstern brannte Licht, aber im Freien saß kein Gast mehr.

Wir krochen weiter. Die Scheinwerfer wiesen uns den Weg, und sie wurden auch von einem parkenden Wagen reflektiert, der an der rechten Straßenseite stand.

»Das ist ihr Ford!« sagte Sally. Sie nickte. Ihr Gesicht wurde hart. »Demnach sind sie schon da. Shit, ich wäre ihnen gern zuvorgekommen, glauben Sie mir.«

Ich hielt an, stieg rasch aus. Auch Sally verließ schwungvoll den BMW. Sie machte auf mich keinesfalls den Eindruck, als würde sie sich vor den lebenden Leichen fürchten. Diese Frau steckte voll krimineller Energie. Sie lauerte förmlich darauf, daß es endlich zu einer Entscheidung kam. Um die Kirche und damit auch den Friedhof zu erreichen, mußten wir einen Weg hochsteigen. Auf dem Hügel stand eine herrliche Linde. In deren Nähe sah ich eine leere Bank.

Ich konzentrierte meinen Blick auf die Kirche.

Schweigend stand das Gebäude vor mir. Ich sah auch keine Helligkeit hinter den Fenstern. Diese Kirche konnte uns nichts verraten. Sie war ein massives Bauwerk, das den Gläubigen Schutz vor den Anfeindungen des Lebens bot.

Es war nicht still. Der Wind fiel auf uns herab, schnappte nach uns und umjammerte auch die Ecken der Kirche. »Wie fühlen Sie sich?« fragte ich Sally.

»Was soll das?«

»Ich meine, haben Sie eine Ahnung?«

»Lassen Sie uns gehen.« Sie drehte sich abrupt um, schritt vor und zog dabei ihre Kanone. Sie behielt sie in der rechten Hand, doch die Mündung des großkalibrigen Töters zeigte nach unten.

Ich folgte ihr und brauchte nur wenige Schritte zu gehen, um einen ersten Blick über den in drei Etagen angelegten Friedhof werfen zu können. Selbst bei Dunkelheit in verschiedenen Reihen, als wären sie stumme Soldaten, die zu einem Appell angetreten waren.

Außer uns war niemand mehr auf dem Gräberfeld. Es gab keinen einzigen Hinweis auf die lebenden Leichen. Wir gingen weiter. Beide bemerkten wir den Schein an der rechten Seite. Es war nur ein Reflex, aber er machte uns aufmerksam. Zugleich hörten wir hinter den Bergen das dumpfe Grummeln des Donners und sahen auch das fahle Wetterleuchten über die Grate huschen.

»Wir werden bald ein Gewitter haben«, sagte ich.

»Stört Sie das?«

»Eigentlich nicht.«

»Aber das Licht, nicht wahr?«

»Wie es aussieht, gehört es nicht zur Kirche. Ich kann mir vorstellen, daß dort der Pfarrer lebt und von den Vorgängen auf dem Friedhof noch nichts bemerkt hat.«

»Wir aber auch nicht, Sinclair. Ich frage mich, wo sich Mutter und Sohn versteckt halten.«

»Wir werden Sie schon finden.«

»Und wie machen wir es?«

»Wir müssen uns trennen und die verschiedenen Ebenen unter die Lupe nehmen.«

»Das gefällt mir nicht. Wir bleiben zusammen, Bulle.« Sie lächelte hinterlistig. Ich konnte mir vorstellen, daß sie an ihren Job dachte, aber den Zahn würde ich ihr ziehen, falls es in meiner Macht stand. Nicht noch ein Mord in meinem Beisein!

»Kommen Sie weiter.«

Ich hatte mich natürlich für das obere Drittel des Friedhofs entschieden und konnte mir auch vorstellen, daß hier die böse Schau gelaufen war.

Die Mörderin blieb direkt hinter mir. Auf keinen Fall wollte sie mich aus den Augen lassen. Mich störte es nicht, daß sie ihre Waffe in der Hand hielt, denn sie würde sich hüten, mir damit zu drohen, denn auch sie war auf mich angewiesen. Lebende Leichen reagierten anders als normale Menschen.

»Haben Sie eine Lampe, Sinclair?«

Sie konnte Gedanken lesen, denn daran hatte ich gedacht. Sollte jemand den Friedhof beobachten, dann hätte er uns auch in der Dunkelheit gesehen, deshalb konnte ich es durchaus riskieren, die Lampe einzuschalten.

Der bleiche Strahl zerschnitt die Finsternis. Er huschte über Gräber hinweg, er holte die Metallkreuze aus der Finsternis, er berührte Blätter und Zweige und ließ deren Blätter manchmal aufleuchten wie wertvolle Taler.

Als ich die Hand schwenkte und über die letzten Gräber hinwegleuchtete, drang der Lichtbalken in eine besonders düstere Ecke des Friedhofs, dicht an dessen seitlichem Ende vor.

Da standen auch Gräber, allerdings ohne Kreuze. Sie waren mit schlichten Steinen versehen, die zudem noch eine Schieflage bekommen hatten.

Ich blieb stehen und leuchtete sie systematisch ab.

Drei Gräber, drei Grabsteine. Das war doch schon was. Zumindest ein Hinweis, fand ich. Ich ging näher ran. Die kleine Leuchte blieb dabei eingeschaltet. Der Winkel veränderte sich etwas. Ich stellte fest, daß eines der Gräber vor den beiden anderen stand und sich so abgesetzt hatte. Um es zu erreichen, mußten wir einen kleinen Hang hochklettern. Hinter mir knirschten die Schritte der Mörderin. »Sinclair, ich glaube, wir haben es gepackt.«

Ich gab keine Antwort, ließ den Hang mit drei Schritten hinter mir und blieb neben dem Grab stehen.

Ich leuchtete dagegen.

Sofort wußte ich Bescheid. Ich wurde an Dinge erinnert, die schon lange zurücklagen, an meinen ersten Fall, als zahlreiche Tote ihre Grabstellen verlassen hatten. Sie hatten so ähnlich ausgesehen wie dieses Grab hier. Da war die Erde ebenfalls von innen her aufgewühlt worden, und sie sah aus wie zerhackt.

Tief holte ich Luft.

Neben mir bewegte sich Sally Vincaro. Ihr Schatten fiel über das Grab und in den Lichtstreifen hinein. »Verdammt, Sinclair, was sagen Sie denn dazu?«

»Muß ich?«

»Ich würde schon gern wissen, was Sie davon halten. Ansonsten kann ich es Ihnen ja erklären.«

»Das ist nicht nötig. Wir haben es hier mit einem Zombie zu tun, und leider ist das kein Film.«

»Gut getroffen. Eine lebende Leiche, Bulle. Kriegt einer wie Sie denn keine Angst?«

Ich verzichtete auf eine Bemerkung und umrundete das Grab. Sally schuf mir Platz, damit ich vorn an ihr vorbeigehen konnte. Was ich da

sah, gefiel mir überhaupt nicht, und meine lautlosen, innerlichen Flüche waren nicht druckreif. Bisher hatte ich noch immer daran gezweifelt, jetzt bekam ich den düsteren Beweis präsentiert.

Der Wind brachte Staub mit und blies ihn mir ins Gesicht. Sally mußte wieder sprechen. »Sie… Sie sagen ja gar nichts mehr, Sinclair. Hat es Ihnen die Sprache verschlagen?«

»Bestimmt nicht.«

»Angst?«

»Hören Sie auf.« Ich wollte sie anschauen, aber sie drehte sich weg und ging zu den beiden anderen Gräbern. Dort blieb sie stehen, und einen Moment später hörte ich ihren Schrei, dann einen Fluch.

Ich drehte mich und bekam noch mit, wie Sally Vincaro den Halt verlor und nach hinten kippte.

Sie schlug auf.

Zwei Sekunden später war ich bei ihr.

Die Killerin war in die Falle eines lebenden Toten gelaufen, dessen Körper noch im Grab steckte.

Seinen Arm und damit auch die Hand hatte er so weit aus der Erde hervorgedrückt, daß es ihm mühelos gelungen war, den Knöchel der Frau zu umklammern. Er hatte sie zu Boden gerissen. Hinter ihr drückte sich eine zweite Leiche aus dem Grab, um sich über sie zu beugen. Dabei bewegte sie den Mund, als wollte sie aus dem Körper dicke Fleischstücke reißen…

***

Egal, was Sally Vincaro auch getan hatte, sie war ein Mensch. Ich konnte nicht zulassen, daß sie von einem Zombie grausam ermordet wurde und griff ein.

Als ich auf die Gestalt zusprang, wehte mir ein Modergeruch entgegen, der mir den Atem raubte.

Ich hatte das Gefühl, als wäre mir ein mit verwestem Fleisch gefülltes Kissen gegen das Gesicht gedrückt worden und stand dicht davor, mich zu übergeben.

Sally lag auf dem Rücken. Sie war eigentlich unglücklich gefallen, denn der Lauf ihrer Waffe hatte sich in die Erde gebohrt, so daß sie das schwere Kaliber nicht einsetzen konnte. Gerade jetzt war der Mond hinter einer Wolke hervorgetaucht. Er schickte sein Licht gegen den Friedhof und erreichte auch das verzerrte Gesicht der Frau, in deren Augen die nackte Angst um ihr Leben stand.

»Tun Sie was, Sinclair! Schießen Sie!«

Ich schoß nicht. Dafür konzentrierte ich mich auf den zweiten Zombie, der es geschafft hatte, bis über die Hüften aus der Graberde zu steigen. Sein Gesicht starrte vor Dreck und Schmutz, aber der Mund bewegte sich noch immer. Ich holte mein Kreuz hervor.

Da senkte er sich weiter.
Er fiel gegen das Kreuz.
Einen Moment später hörte ich es zischen. Dann entstand ein bleiches Leuchten. Der Gestank verbrannter Haut erreichte mich, und im nächsten Augenblick sackte die Gestalt als schabendes und knisterndes Etwas nach vorn.
»O Scheiße!« hörte ich Sally keuchen. »Das war gut, Bulle. Das war sogar super. Jetzt der andere. Der hält mich noch immer am Fuß fest, dieser Hundesohn.«
Mich interessierte ihr Kommentar nicht, denn ich dachte über die Leiche nach. Ihr Aussehen hatte mich gestört. Nicht weil sie so verschmutzt gewesen war, das lag auf der Hand, nein, ich hatte an ihr kaum Anzeichen von Verwesungen festgestellt, obwohl sie doch Jahrzehnte in der Erde gelegen hatte.
Damit kam ich nicht zurecht. Das mußte etwas zu bedeuten haben, denn auch der zweite Zombie war nicht verwest. Er quälte sich hoch. Sally brachte es nicht fertig, seine kalte Totenklaue von ihrem rechten Fußknöchel zu lösen. Sie trat mit dem freien Bein nach ihm, erwischte auch sein Gesicht mit den Tritten, was klatschende Laute hinterließ, doch sie konnte sich nicht befreien.
Dann richtete sie sich auf.
Sie zerrte die Waffe aus dem Boden. »Verdammt, Sinclair, wollen Sie mich hier krepieren lassen? Soll mich dieses Monster fressen?«
Ich bewegte nur meinen Mund und drehte das Kreuz samt meiner Hand dem Untoten entgegen.
Sally Vincaro richtete ihre Waffe gegen das Gesicht der lebenden Leiche.
»Nicht schießen, Sally!«
»Scheiße, warum nicht? Dem jage ich die letzten verfaulten Reste aus seinem Schädel.«
»Der Lauf ist verstopft.«
»Das schafft die Kugel schon!«
Ich kam ihr zuvor. Wieder mit dem Kreuz. Und sie schaute zu, wie der Zombie seine neu gewonnene Freiheit nicht mehr genießen konnte, denn er schmolz förmlich unter der Kraft meines Talismans weg, begleitet von einem mächtigen Donnerschlag, der über die Berge hinweghallte, als wollte er das Zeichen für das Finale setzen.
Sally konnte es nicht fassen. Sie flüsterte vor sich hin, sie fluchte und lachte in einem. Mit der freien Hand raufte sie sich die Haare, stand auf, knickte aber mit dem rechten Fuß ein. Ihr Knöchel schmerzte noch vom Griff der Totenklaue.
Sie fluchte wieder.
»Reißen Sie sich zusammen!«
»Okay, Sinclair, okay!« Sie funkelte mich an und fuchtelte mit der

Kanone. »Ich habe Sie erlebt, verdammt, und wie ich Sie erlebt habe! Das war doch nicht normal.« Sie schüttelte den Kopf. »Das kann nicht normal gewesen sein.« Ihre Augen verengten sich, obwohl kein Licht brannte und ich die Lampe ebenfalls ausgeschaltet hatte. »Wer sind Sie, Sinclair? Wer, zum Henker?«

»Ein Bulle.«

»Ja, weiß ich. Das ist nicht alles. Sie sind doch kein normaler Bulle, John.«

»Lassen wir das. Es gib noch einen lebenden Toten, der hier über den Friedhof geistert.«

»Sie vergessen Mutter und Sohn.«

»Klar, die auch noch!«

»Werden sie die beiden auch mit ihrem Kreuz ausschalten wie die Wachsleichen?«

Ich drehte mich scharf um. »Was haben Sie da gesagt?«

Sie wollte den ganzen Satz wiederholen. »Nein, nein, nur das letzte Wort, bitte.«

»Wachsleichen!«

»Okay, wie kommen Sie darauf?«

»Weil sie nicht verwest sind. Wer so lange im Boden liegt und noch so aussieht, bei dem kann es sich nur um eine Wachsleiche handeln. So etwas gibt es. Das ist sogar in meiner Heimat vorgekommen. Da hat man bei Umbettungen zahlreiche Wachsleichen gefunden. Die Toten sind deshalb nicht verwest, weil kein Sauerstoff da war. Die Erde bestand aus Ton und Wasser, da haben sich die Toten halten können. Aber das ist nichts Unnormales, auch wenn man es nicht oft vorfindet. Hier scheinen wir das gleiche Phänomen gehabt zu haben.« Sie trat dicht an ein Grab heran und setzte ihren Fuß auf den verkohlten Körper. Der stemmte ihr keinen Widerstand mehr entgegen. Knisternd fiel er unter dem Druck zusammen, und letzte Knochen knackten.

Wachsleichen, dachte ich. Damit konnte Sally recht gehabt haben. Mit diesem Thema hatte ich mich noch nicht beschäftigt. Nun ja, man lernt eben nie aus.

Das war nicht das ganze Geheimnis. Es mußte noch etwas anderes geben. Sally hatte das Thema Voodoo kurz angeschnitten. Es war durchaus vorstellbar, daß diese Kraft ebenfalls noch eine große Rolle spielte, wenn sie nicht sogar die treibende Kraft war.

Ein Zombie fehlte noch. Der dreigeteilte Friedhof war zwar groß, aber zu viele Verstecke gab es nicht, denn zwischen den einzelnen Gräbern wuchsen keine Sträucher oder Büsche. Man hatte dieses Gelände sehr kahl gehalten.

Die Frau war damit beschäftigt, ihre Waffe zu reinigen. Ich ging einige Meter vor, um einen besseren Überblick zu haben. So konnte ich gegen die Rückseite der Kirche schauen und auch auf den kleinen

Anbau dort, aus dessen Fenster Helligkeit sickerte.
Hielt sich dort jemand auf? Der Zombie? Vielleicht auch Mutter und Sohn? Oder alle drei zusammen, so daß sie einen Pakt geschlossen hatten, den niemand durchbrechen konnte.
Viel war möglich. Um es jedoch herauszufinden, mußte ich hin und nachschauen.
Natürlich wäre ich liebend gern allein gegangen, aber ich konnte die Mörderin nicht allein lassen.
Sie mußte an meiner Seite bleiben, und wenn es darauf ankam, mußte ich den Rest der Familie Davies auch vor den Kugeln der Frau schützen. Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, und ich fürchtete mich jetzt schon vor dieser Auseinandersetzung.
An der Kirche bewegten sich nur die in der Nähe stehenden Büsche unter den böigen Windstößen.
Wieder huschte über die Berge hinweg ein fahles Wetterleuchten. Es verschwand und ließ die mächtigen Steinwächter wieder in tiefer Finsternis zurück.
»Kommen Sie!«
»Moment noch, Bulle!«
»Was ist? Ich…«
Ein Schuß unterbrach meinen Satz. Sie hatte gefeuert. Ich sah sie vor dem zweiten Zombie stehen, hart grinsend und einen Triumph auskostend. Ihre Augen leuchteten. »Das mußte sein, Bulle. Ich mußte ihm eine Kugel in den Restschädel schießen.«
»Sie sind verrückt!«
»Schnauze.« Sie zielte auf mich. »Ich weiß genau, was ich getan habe, zum Henker.«
»Sie hätten nicht schießen sollen. Wenn man uns bisher noch nicht bemerkt hat, ist das jetzt passiert. Das Echo kann über Kilometer hinweg zu hören gewesen sein.«
Sie schwieg. Ihre Gesichtszüge entspannten sich. »Scheiße«, sagte sie wieder. Es war ihr Lieblingswort. »Nicht einmal hier darf man Gefühle zeigen.«
»Doch, bei Ihren Opfern.«
»Behalten Sie die Moral für sich.« Sie kam auf mich zu, wieder ziemlich normal. »Was machen wir jetzt?«
»Hätten Sie etwas gegen einen Besuch in der Kirche einzuwenden?« wollte ich wissen.
Sie zog die Nase kraus. »Im Prinzip schon, Bulle. Aber hier werde ich mich fügen.«
»Okay, dann kommen Sie!«

***

Es war nicht so gut gelaufen, wie Eartha und Mario es sich vorgestellt

hatten. Ihnen bereitet Sorge, daß die erste Leiche verschwunden war. Sie war untergetaucht, als hätte sie sich entschlossen, wieder in ihr Grab zurückzugehen. Das konnte nicht sein. Das hätte allen Plänen widersprochen. Die lebende Leiche mußte sich noch in der Nähe aufhalten. Es war schlecht, wenn sie ziellos über den Friedhof irrte. Das hofften beide nicht. Sie rechneten damit, daß die lebende Leiche auch ihre Spur aufnehmen würde, und so hielten sie sich am oberen Drittel des Friedhofs auf, an der Rückseite der Kirche.

Die schmale Tür, die sie direkt in die Kirche brachte, war verschlossen. Sie wollten das Gebäude auch nicht betreten, denn dort fühlten sie sich unwohl. Es paßte nicht in ihre Pläne. Kirchen waren Gotteshäuser, Mutter und Sohn jedoch standen genau im Kontrast dazu.

Der Junge hatte einen Blick in den Anbau geworfen. Auch hier versteckte sich die Leiche nicht. Die Ständer mit den Kerzen hatte auch noch niemand entfernt.

In ihrer Nähe verfing sich der Wind. Es hörte sich an, als würden dünne Stimmen jammern. Eartha hatte die Hände zu Fäusten geballt. Ihre Blicke sprachen Bände. Nervös huschte die Zunge aus dem Mund und zeichnete die Lippen nach.

Mario schaute betreten zu Boden. »Ich habe keine Erklärung, Mum«, flüsterte er.

Sie nickte nur und hing ihren eigenen Überlegungen nach. Nach einer Weile sprach sie die Befürchtungen aus. »Ich hoffe nur, daß er den Friedhof noch nicht verlassen hat und in den Ort gegangen ist. Einen Zombie kann das Dorf jetzt noch nicht vertragen. Besonders keinen, der umherirrt. Wir müßten bei ihm sein, um ihn zu leiten. Das wirst du doch schaffen können - oder?«

Mario nickte heftig. »Das hoffe ich doch. Ich liebe die Toten, das müssen sie wissen.«

Eartha lächelte. Sie strich ihrem Sohn über den Kopf. »Lange will ich hier nicht mehr warten. Es gibt Dinge, die erledigt werden müssen. Dazu gehört auch, daß wir dort nachschauen, wo das Licht brennt. Der Schuppen hier ist leer, aber der kleine Anbau scheint mir bewohnt zu sein.«

»Da wohnt der Pfarrer.«

»Und der ist da?«

»Gesehen habe ich ihn noch nicht.«

»Okay, wir werden ihn fragen.« Sie brauchten nicht weit zu gehen. Nach einigen Schritten schon hatten sie den flachen Anbau erreicht. Sie registrierten sofort, daß die Scheibe in dem Fensterrahmen fehlte.

Der Weg war frei.

Mario holte tief Luft. »Das war er, das muß er gewesen sein. Dann ist er hier in das Haus geklettert.« Ein Donnerschlag krachte, und der

Junge verstummte erschreckt.

Eartha lächelte, als sie am Himmel das Wetterleuchten sah. »Wir werden ihn nicht rufen, sondern selbst nachschauen, wo er steckt.«

»Bestimmt nicht in der Kirche.«

»Das glaube ich auch.«

»Ich steige in…«

Mario unterbrach sich mitten im Satz. Er hatte etwas gehört, und seine Mutter hatte es auch vernommen.

Laut und peitschend.

Ein Schuß!

Sie fuhr herum. Ihr Gesicht wirkte plötzlich wie dunkles Eis. Mario ging zurück. Er war durcheinander. Keiner von ihnen konnte sich vorstellen, wer geschossen hatte.

»Es ist auf dem Friedhof passiert«, flüsterte Eartha. »Das hast du auch gehört…«

»Kann sein.«

Eartha Davies ließ sich nicht beirren. »Doch, Mario, es ist auf dem Friedhof geschossen worden.«

Sie drehte sich langsam um. »Ich kenne auch die Richtung, das alles habe ich genau gehört. Es ist dort gewesen, wo wir schon waren. An den Gräbern«, flüsterte sie weiter. »Da hat jemand gefeuert.«

»Aber nicht die Toten, Mum.«

»Nein, die bestimmt nicht.«

»Wer kann denn…?«

Sie legte einen Finger auf die Lippen. Als gesprochen wurde, tat sie es selbst. »Keine Sorge, mein Sohn, das packen wir schon. Wir haben ja einen Vorteil. Wir können in Deckung bleiben und abwarten. Die anderen müssen agieren, wir nicht.«

»Das stimmt.«

Sie ließ Mario stehen und tauchte aus der Deckung auf. Es gab einen sehr schmalen Weg, der an dieser Stelle des Hügels begann und sich wie ein Bergpfad nach unten wand. Hier hatten Sträucher und Büsche hochwachsen können, und es würde auch nicht auffallen, wenn sich in ihrem Schatten zwei Menschen aufhielten. Eartha winkte ihrem Sprößling zu. Der schlich heran.

»Du bleibst jetzt hier stehen, Junge. Wir sind in einer guten Position. Wir brauchen nicht zu handeln, das können wir anderen überlassen. Es wird sich etwas tun, darauf kannst du dich verlassen.«

Mario schwieg. Sie konnten nur abwarten und sich ihren Gedanken hingeben, die zumindest bei Mario nicht eben positiv aussahen. In seinem Innern spürte er einen wilden Schmerz. Von Null auf jetzt war er aufgeflammt, so böse, daß er aufstöhnte, den Kopf schüttelte und sich zusammenkrümmte.

Eartha schaute ihn an. »Was hast du?«

»Ich… ich…«

»Bitte!« Sie drängte. Ihr Blick zeigte Besorgnis. Dann bückte sie sich und zog ihren Sohn hoch, der sich gekrümmt hatte und die Hände vor den Bauch gepreßt hielt.

»Es ist so schlimm, Mum, so verdammt schlimm.« Er holte keuchend Luft und würgte sie dann wieder aus. »Ich leide mit ihnen. Ich… ich… habe sie verloren.«

Eartha hielt ihn fest und schaute auf den gekrümmten Rücken. »Wen hast du verloren?«

»Meine Freunde.«

»Die Toten…?«

»Ja!« würgte er, »die habe ich verloren. Die Toten sind… sie werden nicht mehr kommen. Man hat sie vernichtet. Ich… ich habe ihr Leiden gespürt, ihre Qual…«

Eartha schloß die Augen und ließ ihren Sohn reden. Sie dachte an den Schuß. Hatte er für die endgültige Vernichtung der lebenden Leichen gesorgt? Aber sie waren Zombies, und aus ihrer eigenen Erfahrung wußte Eartha, daß die nicht durch eine Kugel umgebracht werden konnten. Sie würden sich immer wieder erheben… es sei denn, man schoß ihnen direkt in den Schädel. Oder man nahm ein Schwert und hackte ihnen den Kopf ab. Dann hatten sie keine Chance mehr.

Unter Qualen richtete sich ihr Sohn wieder auf. Er klammerte sich an seiner Mutter fest, und diese litt mit. Alles konnte sie verkraften, nur wenn ihrem Sohn etwas geschah, drehte sie beinahe durch.

Er zitterte, als würde er frieren. Es war eine Kälte, die von innen kam. Er hatte erleben müssen, wie sein Freund oder seine Freunde starben. Er war zudem in der Nähe gewesen und hatte trotzdem nichts dagegen unternehmen können. So etwas war furchtbar und konnte für das gesamte Leben entscheidend sein.

»Beruhige dich!« flüsterte sie ihm zu. »Du mußt jetzt stark sein. Wir haben noch nicht verloren. Es gibt noch einen. Der Starken, verstehst du?«

Tränen waren über Marios Gesicht gelaufen. Mit beiden Händen wischte er sie fort. Die Flächen zog er von der Stirn her an seinen Wangen entlang und hörte, wie seine Mutter fragte, ob es ihm wieder besserging.

»Ich habe es überwunden.«

»Gut.«

»Wir müssen aber den anderen suchen.«

Die Frau nickte. »Keine Sorge, Mario, das werden wir auch. Du brauchst keine Angst zu haben. Wir werden ihn suchen und auch finden, das kann ich dir versprechen.«

»Wo kann er denn sein?«

Der Junge bekam keine Antwort, weil Eartha einige Schritte vorgegangen war. Als sie stehenblieb, drehte sie ihm den Kopf zu. Anspannung lag auf ihrem Gesicht. »Bleib zurück«, flüsterte sie, als sich Mario in Bewegung setzen wollte. »Bleib um Himmels willen da. Dort… dort ist jemand. Da kommt…«

Mario sagte nichts. Er hatte gesehen, wohin sich seine Mutter orientiert hatte. Auch er schaute in diese Richtung, und plötzlich glaubte er, innerlich zu erfrieren. Hinter seiner Stirn spürte er einen harten Druck, denn auf dem Friedhof, praktisch zwischen den Gräbern, hoben sich zwei Gestalten von der dunklen Fläche ab. Sie waren ebenfalls düster. Das Mondlicht ließ sie wie bleiche Puppen aussehen. Wenn es verschwand, wurden sie zu finsteren Scherenschnitten.

Ein Mann und eine Frau.

Die Frau interessierte den Jungen nicht besonders. Den Mann aber kannte er. Ja, er kannte ihn, und er haßte ihn gleichzeitig. Er spürte es wie eine Welle, die ihn überschwemmte. Sie jagte durch seinen Körper, sie machte ihn regelrecht sprachlos, er mußte schlucken, und es dauerte, bis er einen Kommentar abgeben konnte.

Eartha stand neben ihrem Sohn. Auch sie hatte mittlerweile erkannt, wer sich da über den Friedhof bewegte, aber nur Mario sprach es aus. In seiner Stimme schwang der Haß mit.

»Es ist der Blonde aus dem Hotel! Verdammt noch mal. Er ist es, er ist es!«

»Ruhig, Mario!«

»Nein, nein, nein!« Der Junge schüttelte den Kopf. »Dieser Mann ist gefährlich. Er hat meine Freunde getötet. Deshalb will ich ihn auch töten. Ich muß ihn vernichten…«

»Aber nicht jetzt!«

Eartha befürchtete, daß ihr Sohn durchdrehen würde, deshalb hielt sie ihn fest. Er zitterte unter ihrem Griff, sie ließ nicht locker. »Deine Chance kommt noch«, hauchte sie ihm ins Ohr. »Unsere Chance wird kommen, auch die des Zombies. Darauf kannst du dich verlassen…«

Mario blieb ruhig.

Seine Mutter atmete auf. Sie verfolgte den Weg der beiden Personen. Er führte sie auf die Kirche zu, die sie umrundeten, und wenig später hörten sie in der Stille das Quietschen einer Tür.

Da wußte sie, wo sich die beiden aufhielten.

Im nächsten Moment blitzte, und dann krachte es. Ein dröhnender Donner, der alles erzittern ließ.

Das Gewitter hatte sich ein neues Ziel ausgesucht, und es würde die Nacht schon sehr bald zu einer Hölle machen…

***

Ich hatte die Mörderin dazu überreden können, mit mir in die Kirche zu gehen. Himmel, wie mußte sich eine Frau wie sie fühlen, wenn sie ein Gotteshaus betrat?

Es war nicht mein Problem, wir hatten andere, und dazu zählte natürlich der lebende Tote.

Eine Wachsleiche also! Ich schüttelte den Kopf, denn dieser Begriff war mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Mit dieser Art von Monstren hatte ich es bisher noch nicht zu tun gehabt, aber was mir die Frau gesagt hatte, klang logisch.

Ich öffnete die Kirchentür. Dabei entstand ein Quietschen, weil ich die Tür zu langsam aufgezogen hatte. Sally Vincaro bekam eine Gänsehaut, handelte aber profihaft.

Während ich meinen Fuß über die Schwelle setzte, drehte sie mir den Rücken zu und blickte über den Friedhof, in einer Hand die Waffe.

Sie sah niemanden.

Ich zischte ihr zu, endlich zu kommen. Das tat sie, und ihr Eintritt in das Gotteshaus wurde von einem grellen Blitz und einem mächtigen Donnerschlag begleitet. Sie zog den Kopf ein. Ich lächelte knapp. Das Donnern hatte sich angehört, als wäre es irgend jemand nicht recht, daß eine Frau wie sie in die Kirche ging. Die Tür fiel langsam hinter uns zu, ohne allerdings zu kreischen.

Ich wartete auf Sally.

Sie schob sich neben mich. Ihr Blick glitt durch die Düsternis im Kirchenraum. Die Schatten sahen aus wie blasse Vorhänge, die überall hingehängt worden waren. Durch ein Fenster an der Seite sickerte sogar etwas Mondlicht und streute einen bleichen Schleier auf den blanken Boden und die hellen Bänke. Sie waren ein Meisterwerk des Kunsthandwerks. Schreiner, Möbelbauer und Drechsler hatten hier perfekt zusammengearbeitet.

Sie lag vor uns wie auf dem Präsenstierteller. Ich schaute den Mittelgang hindurch bis zum Altar hin. Ich ließ mich auch nicht von den Äußerlichkeiten ablenken, denn trotz der schlechten Sichtverhältnisse war die Pracht dieses Gotteshauses nicht zu übersehen.

Ich gehöre zu den Menschen, die öfter in Kirchen sind. Ich habe demnach viele erlebt und auch immer ihre Seele aufnehmen können. Für mich persönlich hatten Kirchen Seelen. Ich konnte es nicht klarer definieren, man mußte es einfach spüren, und ich kannte Kirchen, die hatten keine positiven Seelen. Da war eine Kälte zu spüren, die nicht von dieser Welt gekommen war. Besonders bei sehr alten und entweihten Kirchen hatte ich das erlebt. Hier jedoch spürte ich etwas von der guten Seele des Gotteshauses, und das wiederum machte mich froh.

Ich atmete tief durch.

Als ich dann ging, hörte ich hinter mir das Zischeln der Frauenstimme. »Wo wollen Sie hin?«

Ich gab die Antwort, ohne mich umzudrehen. »Zum Altar.«

»Was wollen Sie da?«

Diesmal bekam sie keine Antwort. Es war mir egal, ob sie mir folgte oder im Hintergrund blieb. Ich schaute nicht zurück, aber ich hatte die einsame Gestalt gesehen, die auf der unteren, sehr breiten Altarstufe kniete.

Die Gestalt rührte sich nicht. Sie war im Gebet vertieft und trug die Kleidung eines Priesters. Auch wenn ich meine Schritte gedämpft hatte, lautlos konnte ich mich nicht bewegen. Der Pfarrer mußte mich einfach gehört haben. Er nahm keine Notiz von mir. Den Kopf gebeugt kniete er vor dem Altar wie jemand, der sich in sein Schicksal ergeben hatte und sich nicht mehr daraus befreien konnte.

Hinter ihm blieb ich stehen.

Ich roch den Weihrauch. Ich sah auch neben ihm ein mit Weihwasser gefülltes Gefäß stehen, und dann hörte ich, daß der Mann leise vor sich hinweinte.

Warum? Hatte er Angst? War er bereits zu einem Zeugen des Grauens geworden?

Ich senkte meine Hand und legte sie ihm auf die Schulter. Zuerst rührte er sich nicht. Dann zuckte er zusammen, das leise Weinen verstummte. Er wartete.

»Bitte«, sagte ich leise. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Pfarrer. Ich bin gekommen, um Ihnen einige Fragen zu stellen. Ich muß mit Ihnen sprechen.«

Er atmete tief und schwer.

Ich nahm meine Hand zurück, er spürte seine Freiheit und drehte sich um. Er schwankte. Ich stützte ihn ab, half ihm auf die Füße und schaute schließlich in das Gesicht eines Mannes, dessen Züge von einer starken Qual gezeichnet waren. Das fahlblonde Haar klebte auf seiner Stirn, die Lippen zuckten, er rang nach Worten und fand sie schließlich.

»Bitte, gehen Sie! Bleiben Sie nicht länger hier. Diese Kirche steht auf verfluchtem Boden. Ich weiß nicht, ob sie uns noch Schutz bieten kann. Sie ist entweiht.«

»Das sehen Sie etwas zu schwarz.«

»Doch, ich habe es erlebt.«

»Stimmt. Aber ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen, Herr Pfarrer. Ja, ich bin deshalb hier.«

Erst jetzt schien er mich richtig zu sehen. Er schaute mich an, und seine Lippen zuckten. Schließlich flüsterte er: »Wer sind Sie?«

»Ich heiße John Sinclair.«

Damit konnte er nichts anfangen. Er redete mich allgemein an. »Sie

sind ein Fremder?«
»Stimmt.«
»Tourist!«
»Nein.«
Die letzte Antwort hatte ihn verlegen gemacht. Er räusperte sich. »Kein Tourist? Was wollen Sie hier? Gehen Sie, fliehen Sie…« Er schaute sich zitternd um. »Diese Kirche ist nicht mehr sicher. Das Böse schleicht um sie herum. Der Teufel hat seine Hände im Spiel, und wir Menschen sind zu schwach.«
»Sie ist sicher, Hochwürden.«
Er ging zurück. »Wie können Sie das behaupten?«
»Ich spüre es.«
»Dann wissen Sie mehr als ich.«
»Möglich.«
»Nein, das ist nicht möglich, das ist…«
»Schauen Sie her, Hochwürden«, sagte ich und holte mein Kreuz hervor. Ich ließ es auf dem flachen Handteller liegen, damit er es sich genau betrachten konnte.
Seine Augen weiteten sich, als könnte er den Anblick nicht fassen. »Es ist wunderbar. Woher haben Sie es?«
»Es gehört mir.«
Der Pfarrer nickte. »Na und…«
»Es wird mithelfen, das Böse zu vertreiben. Es hat bereits dabei geholfen.«
Er begriff nicht, das war klar. Ich mußte ihn einweihen und bat ihn, sich neben mich in die erste Bankreihe zu setzen. Das tat er auch. Wir kamen uns beide vor wie auf einer Insel, denn draußen vor der Kirche verschafften sich die Kräfte der Natur freie Bahn.
Das Gewitter war da. Blitze zuckten. Es donnerte. Die Kirche wurde für Sekunden in gespenstisches Licht getaucht und dann von dem Donner erschüttert.
Ich wußte nicht, wo sich Sally Vincaro aufhielt. Jetzt war es für mich wichtig, Vertrauen zum Pfarrer zu fassen, der mir auch seinen Namen gesagt hatte. Er hieß Prantl.
Ihm berichtete ich, was- ich schon erlebt hatte. Das zwei lebende Wachsleichen vernichtet worden waren, was er mir sogar abnahm. Den Grund dafür erfuhr ich, als er mir seine Erlebnisse berichtete und vom Kampf gegen die dritte Wachsleiche sprach.
»Ich habe sie aber vertrieben«, flüsterte er. »Ja, ich habe es geschafft und dem Bösen einen Riegel vorgeschoben.« Er war sehr stolz auf sich, was ich aus seinen Worten heraushörte.
»Das finde ich gut.«
Der Geistliche lächelte. »Sagen Sie das nicht zu laut, Herr Sinclair. Es ist gar nicht gut, wirklich nicht. Ich habe sogar Angst bekommen,

Todesfurcht. Nicht um mich, sondern um die Menschen hier im Ort. Wenn das wahr wird, was eigentlich wahr werden darf, dann sind wir schon sehr weit gekommen, Herr Sinclair.«

»Das kann stimmen. Doch ich suche nach den Gründen, Hochwürden. Können Sie sich denn ein Motiv für dieses Grauen vorstellen? Sind Sie dazu in der Lage? Alles hat einen Grund, nichts auf der Welt geschieht ohne. Sie verstehen mich?«

Pfarrer Prantl tupfte seine Stirn ab. »Ich verstehe Sie sogar sehr gut, Herr Sinclair. Ich selbst habe ebenfalls darüber nachgedacht, aber es ist so schwierig. Bei mir ist eine Brücke zusammengebrochen, die mich bisher getragen hat…«

»Kennen Sie den Grund?«

Der Pfarrer wiegte den Kopf. »Ich nehme an, daß ich ihn kenne, Herr Sinclair.«

»Dann klären Sie mich auf.«

Der Pfarrer faltete die Hände, richtete seinen Blick gegen den schwach zu erkennenden Altar und sah aus, als wollte er anfangen zu beten. Das rötlich schimmernde ewige Licht schien aus der Ewigkeit entlassen worden zu sein. Obwohl der Geistliche die Hände gefaltet hatte, betete er nicht.

Er begann mit seinem Bericht. »Ich muß tief in der Vergangenheit anfangen«, erklärte er. »Die Geschichte reicht bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg zurück, als hier die Amerikaner als Besatzungssoldaten waren. Die Alten im Ort erinnern sich noch daran. Es war keine gute Zeit für sie. Unter den Soldaten gab es gute und schlechte Menschen. Hier aber geht es um die schlechten. Sie waren zu dritt, und sie nahmen sich alles heraus. Sie haben ein junges Mädchen getötet, das ihnen nicht zu Willen sein wollte. Anschließend haben sie es dann geopfert…«

»Wie bitte?«

Der Geistliche schluckte. »Ja, geopfert!« keuchte er.

»Wem?«

Er löste die Hände, wischte über seine Augen. Ich sah ihm an, wie schwer ihm die Erklärung fallen würde. Wieder mußte er schlucken. Der Schweiß lag über seinen Augenbrauen. »Sie… sie haben das Mädchen dem Satan geopfert…« Er senkte den Kopf, schüttelte ihn und konnte nicht mehr sprechen.

Ich saß auf der Kirchenbank und rührte mich nicht. Ein kalter Hauch umgab mich plötzlich. Ich fing an zu frieren und konnte mir vorstellen, wie schlimm dieses Ritual gewesen war.

Prantl richtete sich wieder auf. »Fragen Sie mich bitte nicht nach Einzelheiten. Ich will sie nicht sagen. Ich kann es auch nicht, weil es einfach unaussprechlich ist.«

»Das glaube ich Ihnen. Was geschah weiter?«

»Es stellte sich heraus, daß sie Teufelsanbeter waren. Damals herrschten strenge Gesetze. Die Militärpolizei holte sich die Täter. Es gab einen Kampf. Dabei wurde einem das rechte Auge herausgeschossen. Auch die anderen starben unter den Kugeln, aber sie konnten noch reden. Sie gingen lachend in den Tod, denn sie würden, das haben sie gesagt, irgendwann wiederkehren, wenn sich jemand ihrer erinnerte, der ähnlich war wie sie. Nun sind sie zurückgekehrt. Sie haben ihre abseits liegenden Gräber verlassen. Einen habe ich sehen können. Er ist noch immer da, Herr Sinclair.«

Ich konnte auf weitere Einzelheiten verzichten, aber ein Satz wollte mir nicht aus dem Kopf. Der Pfarrer hatte davon gesprochen, daß jemand kommen mußte, der ähnlich dachte wie die drei Mörder. Dieser Jemand war gekommen.

Ein Junge, fünfzehn, mit seiner Mutter. Beide hatten sich der gefährlichen Magie verschrieben, glaubten und praktizierten Voodoo, und der Junge war bereits so weit pervertiert, daß er die Toten in den Gräbern liebte wie seine Eltern.

Wohin war diese Welt schon gekommen, daß so etwas überhaupt hatte passieren können?

Ich stieß die Luft aus. In meinem Kopf lag der Druck. Er hatte sich zu leichten Schmerzen zusammengezogen. Draußen tobte das Gewitter. Blitze und Donner wechselten sich ab, aber es regnete noch nicht.

In bestimmten Intervallen wurde die Kirche immer wieder durch die Blitze erhellt. Es sah aus, als wären zahlreiche Menschen dabei, ständig zu fotografieren.

»Jetzt wissen Sie Bescheid, Herr Sinclair.«

»Danke.«

Der Pfarrer winkte ab. »Warum wollen Sie sich bedanken? Diese Welt ist schlecht geworden. Ich kann es einfach nicht begreifen, aber ich habe mich entschlossen, es hinzunehmen. Das Böse war mir auf den Fersen, ich habe mich wehren können. Das Weihwasser hat diesen Teufel getroffen, es hat ihm Wunden und auch Schmerzen zugefügt.«

»Es gibt ihn aber noch?«

»Leider.«

»Wo kann er sich aufhalten?«

»Wahrscheinlich in meiner Wohnung. In die Sakristei traut er sich nicht hinein.«

»Kann ich die Wohnung denn durch die Sakristei erreichen?«

Prantl nickte. »Es gibt da eine Verbindungstür… Wollen Sie sich ihm stellen?«

»Deshalb bin ich hier.« Ich räusperte mich. »Es gibt noch zwei andere Gegner. Der Junge und seine Mutter, von denen ich Ihnen berichtet habe. Sie halten sich auch hier auf.«

»Aber nicht in der Kirche.«

»Das stimmt.«
»Wer ist dann die zweite Person, die mit Ihnen kann?«
Alle Achtung, daß er sie gesehen hatte. Hätte ich nicht gedacht. »Es ist eine Bekannte«, sagte ich ausweichend. »Die Frau ist bewaffnet. Sie war der Familie Davies auf der Spur. Das muß zunächst einmal genügen, Hochwürden, jetzt sind andere Dinge wichtiger.«
Er hatte sich wieder gefangen und fragte: »Was kann ich tun? Wie kann ich Ihnen zur Seite stehen?«
Ich lächelte ihn an. »Ganz einfach, indem Sie nichts tun.«
Ein Blitz erhellte die Luft. Das fahle Licht sickerte auch in die Kirche. Das Gesicht des Pfarrers sah dabei aus, als wäre es geschnitzt worden.
»Aber das geht doch nicht. Ich muß etwas unternehmen. Das ist meine Kirche.«
»In der Sie sicher sind.«
»Meinen Sie?«
»Ich glaube nicht, daß sich eine lebende Leiche in ein Gotteshaus traut. Das wäre mir neu und widerspräche auch allen Regeln. So, und nun zeigen Sie mir bitte den Weg zur Sakristei.«
»Ja, natürlich.«
Es war nicht weit. Ich brauchte nur eine schmale Tür zu öffnen. Der Pfarrer tat das für mich. Er schaute vorsichtig hinein, hob die Schultern und flüsterte: »Er ist nicht da.«
»Das habe ich mir gedacht.«
Der Geistliche schickte mir noch ein »Gott sei mit Ihnen« nach, dann betrat ich die Sakristei und zog meine Waffe.
Ich schaute mich um.
Das Kreuz an den Wänden würde einen Zombie abschrecken. Möglicherweise auch der Geruch nach Weihrauch, aber es gab noch eine zweite Tür. Sie führte in die Wohnung des Pfarrers.
Ich öffnete sie. Draußen donnerte es, und ich schrak zusammen. Dann schaute ich der Tür nach, wie sie aufschwang und mir den Blick auf einen schmalen Flur freigab, in dem kein Licht brannte. Daß Teile von ihm trotzdem erhellt wurden, lag an der offenen Zimmertür. Durch sie fiel ein warmer Schein in den Flur.
Ich ging hin.
Wieder der mächtige Donner.
Diesmal lauter als sonst.
Es lag nicht am Gewitter, sondern an dem zerstörten Fenster, durch das der Zombie gestiegen war.
Auf der Schwelle stehend schaute ich gegen das Rechteck. Der Waffenlauf starrte ebenfalls in den Raum hinein. Wie meine Augen so fand auch er ebenfalls kein Ziel.
Das Zimmer war leer.
Hatte sich der Zombie zurückgezogen, oder hielt er sich in einem der

anderen Zimmer versteckt?
Ich entdeckte eine schmale Treppe. Sie führte nach oben und sah so aus, als würde sie sich aus einem tiefen Schatten lösen.
Ich ging sie hoch.
Die Treppe war eng, auch nicht besonders lang, und in der ersten Etage mußte ich den Kopf einziehen, um nicht gegen die Decke zu stoßen. Vor einem Fenster blieb ich stehen.
Mein Blick fiel auch gegen den oberen Teil des Friedhofs. Blitz und Donner lösten sich noch immer gegenseitig ab. Sie hatten aus dem Kirchhof eine gespenstische Landschaft geschaffen, denn bei jedem Licht sahen die Gräber aus, als wollten sie sich aus der Erde erheben und einfach wegfliegen.
Hell und Dunkel lösten sich ab. Büsche und Bäume bekamen andere Konturen, so daß manche von ihnen aussahen wie lauernde Gestalten, die nur darauf warteten, starten zu können.
Ich suchte nach drei Personen.
Keine bekam ich zu Gesicht.
Dann ging ich weiter. Im Schlafzimmer des Pfarrers war das Bett ordentlich gemacht. Ein Kreuz hing über dem Bett. Auch das war kein Aufenthaltsort für den Untoten.
Ich zog mich wieder zurück und hatte plötzlich das Gefühl, genau das Falsche getan zu haben.
Ich wollte noch einmal mit dem Pfarrer reden. Vielleicht mußten wir einen anderen Plan einschlagen und versuchen, unsere Gegner vor der Kirche oder auf dem Friedhof zu stellen.
Es hatte sich nichts verändert, nur in meinem Innern hatte sich das Gefühl ausgebreitet, mich beeilen zu müssen. Da konnte noch einiges schiefgehen.
Ich war in der Sakristei, als sich meine Befürchtungen bewahrheiteten. Wieder hörte ich den Donner.
Diesmal nicht von dem Gewitter verursacht, sondern durch einen Schuß.
Sally Vincaro hatte ihn abgefeuert!

***

Die Killerin aus den Staaten biß vor Wut auf ihre Unterlippe, als sie erkannte, daß der Bulle seinen eigenen Weg ging, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen.
Daß sie sich in der Kirche unwohl fühlte, stand fest. Sie ging auch nicht weiter vor, als würde ihr die Nähe des Altars schon körperlich Schmerzen bereiten.
Statt dessen schaute sie zu, wie Sinclair und der Pfarrer in einer Bank ihre Plätze fanden und miteinander redeten. Gern hätte sie zugehört. Wahrscheinlich bekam Sinclair jetzt die Auflösung oder das Motiv des

Falles präsentiert, aber die Nähe des Altars schreckte sie einfach ab. Zudem war es gut, wenn jemand den Rückraum sicherte.

Draußen tobte das Unwetter.

Noch schüttete es nicht, aber hinter den schmalen und hoch liegenden Fenstern spielten sich schaurige Szenen ab, und die Natur bekam immer wieder ein anderes Aussehen.

Unruhe stieg in Sally hoch. Das war sie nicht gewohnt. Sie und Audrey waren in der Szene bekannt dafür, daß sie die Jobs mit einer Eiseskälte erledigten und so gut wie keine Nerven zeigten. In diesem Fall war das nicht so. Da kam die Nervosität schon über sie. Wahrscheinlich auch deshalb, weil sie gewisse Dinge nicht kontrollieren konnte. Sie war nicht mehr da, wo die eigentliche Musik spielte, und das mochte sie nun überhaupt nicht.

Sally wartete.

Hinter ihr zeichnete sich die Eingangstür ab. Sie lockte die Frau. Es war so leicht, sie zu öffnen und nach draußen zu gehen. Dort mußten sie einfach sein.

Sally schaute auf ihre Waffe. Sie hatte sie notdürftig gereinigt, aber noch immer klebten Schmutzreste am Lauf. Wenn sie den Zombie mit einer dieser Kugeln traf, würde dieser Bestie der Schädel kurzerhand vom Körper gerissen. Dazu mußte sie ihn erst einmal haben und zudem das aus zwei Personen bestehende Hindernis überwinden. Leicht gaben die beiden sich nicht geschlagen. Mutter und Sohn bildeten ein eingespieltes Team. Sie waren dem Voodoo sehr zugetan.

Sinclair stand auf.

Auch der Pfarrer erhob sich. Sie verfolgte den Engländer, wie er auf eine schmale Tür zuging und dahinter verschwand. Bestimmt lag dort die Sakristei.

Sally wartete noch. Dabei versuchte sie, sich in Sinclairs Lage zu versetzen. Würde er nur Räume durchsuchen oder auch ins Freie gehen. Davon ging sie eigentlich aus, dann nämlich wollte auch sie die Kirche verlassen. So konnten sie unter Umständen die Feinde in die Zange nehmen. Sally schüttelte den Kopf. Wenn ihr zwei Tage zuvor jemand gesagt hätte, daß sie mit einem Bullen zusammenarbeiten würde, hätte sie den Sprecher für verrückt gehalten. Sie dachte auch schon weiter. Was würde geschehen, wenn sie alles überstanden hatten?

Sinclair war ein Zeuge, und Zeugen konnte sie bei ihrer Arbeit nicht gebrauchen.

Die Schritte des Pfarrers unterbrachen ihre Gedanken. In einer Gewitterpause waren sie gut zu hören. Der Mann kam durch den Mittelgang auf sie zu.

Sally Vincaro paßte das nicht. Sie wollte keine Fragen beantworten und überlegte, was zu tun sei.

»Hören Sie, Pfarrer. Bleiben Sie in der Kirche. Ich werde mich draußen umschauen.«

»Aber das ist gefährlich, liebe Frau!«

Sie hob ihren Magnum-Revolver. »Ich bin es auch, Herr Pfarrer.« Soviel Deutsch konnte sie noch.

Dann machte sie auf der Stelle kehrt und wandte sich der Tür zu.

Sie zerrte sie auf. Eine Windbö erwischte die Tür und drückte sie mit nach außen. Sally huschte durch den Spalt. Sie duckte sich, als der Wind auch gegen ihren Körper schlug und die Haare fast vom Kopf riß, so stark war er geworden. Sally kam sich vor wie im Auge eines Orkans, als sie weiterging. Für einen Moment war der Wind tatsächlich eingeschlafen. Dafür huschten und zuckten Lichter über den Himmel, denn die schräg verlaufenden Blitze bildeten ein gewagtes Muster, als wollten sie das Firmament unter sich aufteilen.

Einige fanden auch den Weg in die Tiefe. Dann sah es so aus, als hätte die Pranke eines Riesen aus dem unsichtbaren hervor gewaltige Speere geschleudert.

Der Friedhof lag links von ihr.. Also mußte sie sich auch dorthin wenden.

Bevor sie ging, schaute sie noch einmal nach vorn. Ihr Blick fiel auf den mächtigen Baum, unter dem die kleine Bank stand. Der Sturm raste gegen das Astwerk, er schüttelte es durch, er rüttelte daran, und die Blätter bewegten sich hektisch, als wollten sie jeden Augenblick abfallen. Einige Zweige, die nicht so fest im Verbund hingen, wirbelten bereits durch die Luft.

Sally wollte gehen.

Da sah sie den Schatten.

Unter dem Geäst zeichnete er sich ab. Er stand direkt vor dem Stamm und war sicherlich kein Trugbild, was sie einen Moment später auch bestätigt bekam, denn ein in der Nähe einschlagender Blitz erhellte die Umgebung.

Er stand da.

Er war nicht zu übersehen.

Ein großes grauenvolles Geschöpf. Sogar in das bleiche Gesicht hatte sie schauen können, und ihr Mund verzerrte sich zu einem wilden Lächeln, bevor sie die Waffe hob und zielte.

Ein schlechtes Büchsenlicht, das wußte sie selbst. Sally Vincaro hatte noch die Nerven, den nächsten Blitz abzuwarten. Sie hoffte nur, daß sie durch ihn nicht geblendet wurde.

Nein, es klappte.

Der Zombie hatte seinen Platz nicht verlassen. Er fühlte sich dort sicher.

Sally schoß.

Sie lachte dabei, sie mußte ihren Gefühlen freien Lauf lassen, und sie

sah auch, wie die Gestalt von der Kugel getroffen und durchgeschüttelt wurde.
Geschafft?
»Ich mache dich fertig«, flüsterte sie und ging los, um nachzuschauen.
In diesem Augenblick öffnete der Himmel seine Schleusen. Der Regen klatschte in beinahe steinharten Tropfen auf die Erde nieder und auf all das, was sich auf ihr bewegte. Unzählige Hämmer zugleich hatten sich in Bewegung gesetzt und trommelten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte.
Im Nu war die Frau naß bis auf die Haut. Das konnte ihren Triumph nicht schmälern. Sie hatte den lebenden Toten erwischt und nicht der Bulle.
Sie ging zügig weiter. Neben ihr hämmerten die Tropfen auf den Boden und flogen als lange Spritzer wieder zurück. Sally ließ sich nicht aufhalten. Erneute Blitze durchzuckten die Umgebung mit ihrem geisterhaften Licht. Der Donner krachte sofort hinterher, und Sally sah den Baum noch wie einen gewaltigen Schattenriß.
War der Zombie weg?
Alles ging zu schnell. Zudem fiel der Regen wie eine Flut und nahm ihr noch einen Teil der Sicht.
Sie war unsicher geworden. Unter einer voll aufgedrehten Dusche konnte es nicht schlimmer sein.
Sally strich sich die Haare aus ihrer Stirn. Wenn sie durch den Mund atmete, rann Wasser in ihn hinein.
Sie ging weiter.
Das Geäst vor ihr bog sich unter den Sturmböen. Wassermassen kippten ihr entgegen. Sie konnte nie direkt die Richtung bestimmen, weil sich der Wind laufend drehte.
Unter ihr schien der Erdboden weggeschwemmt zu werden. Sie lief wie durch einen Bach.
Dann war sie am Ziel. Über ihr breitete der Baum sein natürliches Dach aus, aber dem gelang es ebenfalls nicht, der Wassermassen Herr zu werden. Die Ströme bogen die Blätter, sie klatschten auf die Frau nieder, die nur Augen für den nassen Stamm hatte.
Für einen normalen Baumstamm.
Für einen leeren.
Der lebende Tote war verschwunden.

***

Wut und Zorn durchtosten sie. Wenn sie etwas haßte, dann war es dieses Reinlegen. Und sie fühlte sich reingelegt, was aber nicht so schlimm war wie der Eindruck, von den anderen Kräften reingelegt worden zu sein. So daß sie zugeben mußte, daß diese mächtiger

waren als sie.
Es wurmte sie.
Gleichzeitig spürte sie die Furcht. War die Wachsleiche von allein verschwunden, oder hatte sie sich auf gewisse Helfer verlassen können. Sie durfte auf keinen Fall Mutter und Sohn Davies vergessen, denn auch sie bildeten eine Gefahr.
Unter dem Baum stand sie und drehte sich.
Da sah sie die Frau.
Sie hatte ganz in der Nähe gestanden und sich in einem für Sally nicht einsehbaren Platz mit dem Rücken gegen den Stamm gedrückt. Jetzt war sie zu sehen. Wie ein graues Gespenst stand sie im vom Himmel fließenden Wasser und starrte die Vincaro an.
»Wo ist er?« brüllte Sally.
Sie bekam als Antwort nur einen mächtigen Donnerschlag, der zugleich mit dem Blitz erfolgte. Das bleiche Licht erhellte die Szenerie, und das Gesicht der Eartha Davies war zu einem Lächeln verzogen. Sie fragte: »Wen meinen Sie?«
»Die lebende Leiche, die ihren Platz auf dem verdammten Friedhof hier verlassen hat.«
Eartha lachte nur.
Dieses Lachen traf Sally wie ein Schlag. Sie haßte es, von einer anderen Person ausgelacht zu werden. Da fühlte sie sich stets unterprivilegiert. Schon in ihrer Kindheit war sie zu oft ausgelacht worden, da hatte sich einiges aufgestaut. In dieser Lage, umgeben von einem mächtigen Gewitter und einem gewaltigen Sturm, da riß der Faden plötzlich, und sie erlebte so etwas wie einen Blackout, wobei sie sich trotzdem noch unter Kontrolle hatte, denn sie schoß gezielt.
Eartha schrie.
Die Kugel war ihr in den Oberschenkel gedrungen. Sie mußte den Eindruck gehabt haben, von einem glühenden Eisenbrocken getroffen worden zu sein, denn es war ihr nicht mehr möglich, sich auf den Beinen zu halten.
Der Einschlag riß sie herum und gleichzeitig um. Sie schleuderte ihre Arme in die Höhe, suchte Halt, leider vergeblich.
Schwer und bäuchlings fiel sie zu Boden, blieb liegen, umspielt von den rauschenden Wasserbächen.
Blut quoll aus der fast handgroßen Wunde.
»Wo ist er?«
Die Vincaro kannte kein Pardon. Sie fühlte sich plötzlich wieder in »Stimmung«. Ein Adrenalinstoß hatte ihren Körper durchtost, sie war wieder das, mit dem sie ihr Geld verdiente.
Die Killerin!
Eartha wimmerte. Blitze huschten zur Erde. Das Gewitter hatte seinen Höhepunkt erreicht. Unter dem Baum spielte sich ein ständiger

Wechsel aus Licht und Schatten ab. Sally konnte beobachten, wie sich die Frau schwerfällig auf die Seite drehte und dann trotz ihrer Verletzung versuchte, aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu kriechen.

»Du mußt sterben, Voodoo-Frau, das weißt du! Ich habe einen Auftrag. Aber es kommt auf dich an, ob du langsam sterben wirst oder schnell. Wenn du redest, mache ich es kurz. Wenn nicht, wirst du leiden. Also - noch einmal. Wo ist er?«

Eartha gab keine Antwort. Schmerzerfüllt preßte sie den Namen ihres Sohnes hervor.

»Der wird dir auch nicht helfen!«

Er half trotzdem.

Plötzlich war er da.

Sally hörte noch den Schrei über sich, wollte sich drehen, es war zu spät.

Im Baum hatte der Junge gehockt und war mit seinem gesamten Gewicht auf die Mörderin niedergefallen. Sally konnte nicht mehr auf den Beinen bleiben. Der Druck wuchtete sie zu Boden, sie prallte in den Matsch, und der Junge drosch ihr beide Fäuste gegen den nassen Kopf, so daß sie beinahe das Bewußtsein verloren hätte. Sie bekam nicht mit, wie sie zur Seite gerollt wurde. Dann riß ihr Mario die Waffe aus der Hand. »Die Kugel kriegst du!« brüllte er.

»Nein, nicht…!«

Eartha meldete sich. Trotz der irrsinnigen Schmerzen hatte sie es geschafft und sich hingesetzt.

Beide Hände hielt sie gegen ihre Wunde gedrückt, und die brauchte sie auch, um die Fläche zu bedecken. »Überlaß es unserem Freund!«

Mario trat zurück. Die schwere Waffe der Frau hielt er mit beiden Händen fest.

Er drehte sich nach rechts, dabei sprang das grelle Lachen förmlich über seine Lippen.

Aus dem Regen löste sich eine Gestalt. Sie kam wie ein Roboter, der nur mit halber Kraft lief.

Schwerfällig setzte sie ihre Schritte. Bei jeder Bewegung pendelten die Arme vor und zurück. Das Gesicht war innerhalb der Wasserschleier kaum zu erkennen und bildete nicht mehr als einen weißen Fleck.

Er war der ins Leben zurückgekehrte Tod auf zwei Beinen. Er war das Grauen pur, und Mario trat kichernd zur Seite, um der lebenden Wachsleiche Platz zu schaffen.

»Hol sie dir! Friß sie auf! Du bist mein Freund! Ich liebe dich. Ich liebe die Toten!« schrie der Junge in die Donnerkulisse hinein. Der rauschende Regen fing seine Stimme auf und verschluckte sie.

Der Zombie kam.

Schritt für Schritt.
Nichts hielt ihn auf. Auch kein Weihwasser mehr, das Wunden auf seinem nackten Körper hinterlassen hatte. Sie waren wie kleine Löcher, in die das Regenwasser hineinrann.
Blitz und Donner - Donner und Blitz.
Ein Chaos am Himmel. Das Ende der Welt schien sich anzubahnen.
Sally hatte sich etwas erholt. Noch immer fühlte sich ihr Schädel an wie gespalten, doch sie gehörte zu den Frauen, die das Wort Aufgabe nicht kannten.
Sie kämpfte, und sie kämpfte sich hoch.
Sie würde weitermachen, sie dachte nicht an Aufgabe, und sie würde es ihnen zeigen.
Mit den Händen drückte sie sich ab. Die Arme waren dabei angewinkelt. So mußte es klappen.
Der Zombie war zu nah.
Sally Vincaro war kaum in die Höhe gekommen, als er neben ihr stehenblieb. Es sah schwerfällig aus, als er seinen rechten Fuß anhob und das Bein dabei schwenkte.
Im nächsten Moment schwebte der Fuß über dem Rücken der Frau.
Dann drückte er zu.
Sally Vincaro schrie, als sie wieder auf den nassen Boden gepreßt wurde.
Mit dem Gesicht fiel sie in eine tiefe Pfütze, bekam keine Luft mehr und dachte daran, daß schon Menschen in einer Pfütze ertrunken waren. Doch der Zombie hatte anderes mit ihr vor. Brutal zerrte er sie in die Höhe und auf die Beine.
Schwankend stand sie in seinem Griff. Ihr Gesicht war schmutzig und naß. Die weit geöffneten Augen fielen auf. Aber sie bekam nicht alle Einzelheiten mit, was da ablief. Sie wußte nur, daß sie leider der Mittelpunkt war. Der Zombie überragte sie. Wehren konnte sie sich nicht. Er drückte seinen Kopf vor. Sie sah das zerfurchte und durch das Weihwasser gezeichnete Gesicht dicht vor sich.
Auch das Maul und die Zähne!
Sie wußte, was ihr bevorstand, und zum erstenmal in ihrem Killerleben spürte sie die Todesangst des Opfers.
Starke Arme umklammerten sie wie Eisenbänder. Es würde ihr nie gelingen, diesen Griff zu sprengen.
Der untote Unhold biß zu.
Im selben Moment explodierte die Welt mit einem lauten Krachen vor ihren Augen…

***

Sie hatte sich die Explosion nicht eingebildet. Nur war es diesmal kein Donner gewesen, sondern ein Schuß. Die Kugel aus einer Beretta

hatte ihr Ziel gefunden und war in den Hinterkopf dieser untoten Gestalt hineingejagt.

Drei, vier Schritte von dem Geschehen entfernt stand in der Haltung eines Combatschießers ein Mann, die Beretta mit beiden Händen haltend, denn er hatte sich keinen Fehlschuß erlauben können.

Deshalb auch mein Warten.

Ich mußte sichergehen und sah nun, wie der Schädel dieses untoten und widerlichen Wesens förmlich zerplatzte, als hätte jemand mit einem Hammer auf ein weiches Stück Obst geschlagen.

Das geweihte Silber hatte dieses Wesen endgültig zerstört.

Es kam, wie es kommen mußte, denn beide konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten und fielen hin.

Dann hörte ich das Heulen. Der Junge hatte es ausgestoßen, und er hatte auch begriffen, daß sich das Blatt zu seinen Ungunsten gewandelt hatte. Aus dem Heulen wurde ein Schrei, der ihn noch begleitete, als er sich durch die dichten Regenschleier hinweg auf mich zuwuchtete. Ich war sein Todfeind, mich wollte er zur Rechenschaft ziehen, und in seinen Augen sah ich den Haß glühen.

Ich mußte zuschlagen.

Meine Faust traf ihn im Gesicht. Der Schlag schleuderte ihn zu Boden. Dicht neben seiner totenbleichen Mutter rollte er sich über die schlammige Erde, kam aber wieder hoch wie ein wilder Kastenteufel, beherrscht vom Haß auf mich.

Ich wollte ihn nicht töten, nur ausschalten und holte das Kreuz hervor.

Er sah es.

Er blieb stehen.

Er glotzte es an.

Dann riß er seinen Mund auf. Die Zunge schnellte hervor. In seinen Augen glühte ein tiefer Haß, in den sich die ersten Gefühle der Angst hineindrängten. Für mich und die meisten Menschen war das Kreuz ein Segen, für ihn aber ein böser Fluch, den er einfach tilgen mußte, ohne es zu können, denn ich blieb hart. Ich wollte diesen bösen Jungen einfach in die Knie zwingen.

Das hatte ich sinnbildlich gemeint, bei ihm aber traf es zu, denn er fiel auch auf die Knie. Dicht neben seiner Mutter blieb er hocken. Er starrte sie an, vergrub dann sein Gesicht in seinen Händen, bevor er die Frau umschlang.

Ich entspannte mich etwas. Trat näher an die beiden heran. Blieb wieder stehen. Sprach mit ihnen.

»Es hat keinen Sinn mehr. Sie sollten aufgeben, beide sollten Sie es.«

Ich bekam keine Antwort.

Der Regen rauschte, der Donner tobte, und die Blitze machten die Nacht zu einem gespenstischen Tag.

Sally Vincaro lag ebenfalls noch am Boden. Sie strampelte jetzt und befreite sich von der weichen Masse, die einmal der Körper eines Untoten gewesen war.

Ich wollte nicht, daß sie mir entkam. Bevor sie mir entkam, war ich bei ihr, hatte sie gedreht und legte ihr dann in Windeseile Fußfesseln an. Die stählernen Ringe klickten um ihre Gelenke. Ich war davon überzeugt, daß sie dieses Geräusch nicht einmal zur Kenntnis nahm.

Dann ging ich zu den beiden anderen.

Sie hockten noch immer zusammen. Sie sahen geschlagen aus, und die Frau schien jeden Augenblick das Bewußtsein zu verlieren. Sie war aschfahl. Wie aus einer Dusche strömte das Wasser über ihr Gesicht. Ich konnte nur hoffen, daß beide einsahen, daß sie bisher den falschen Weg gegangen waren. Für eine Umkehr war es sicherlich nicht zu spät.

»Sie brauchen einen Arzt, Mrs. Davies!«

»Hau ab!« brüllte mich ihr Sohn an. »Hau ab, du widerliches Schwein!«

Ich wollte ihm antworten, als es über unseren Köpfen plötzlich gleißend hell wurde. Wie ein gewaltiger Speer raste das unnatürlich bleiche Licht auf uns und den Baum zu. Er schlug nicht voll in den Stamm, er war seitlich abgedriftet und traf ein anderes Ziel.

Eartha Davies.

Ihr Sohn hatte sich noch an ihrem Körper festgeklammert wie jemand, der Schutz sucht.

Deshalb wurde auch er erwischt.

Ich hatte mich mit einem Sprung in Sicherheit gebracht und konnte nur das Schreckliche mit ansehen. Es dauerte nicht einmal lange, aber der Eindruck prägte sich unauslöschlich in mein Gedächtnis ein.

Vor mir verschmorten Mutter und Sohn in Sekundenschnelle.

Ein irrsinnig lauter Donnerschlag folgte, als wollte er die ganze Welt zerreißen.

Über mir wurden die Wolken auseinandergerissen. Ich sah die ersten blanken Stellen und wußte plötzlich, daß dieses Unwetter seinen Höhepunkt überschritten hatte.

Es war fast vorbei.

Aber auch für die Familie Davies und die letzte untote Wachsleiche…

***

Ich stand noch immer im Regen, und der Vergleich mit dem begossenen Pudel fiel mir ein.

Ich mußte abwarten, verschnaufen, die letzten Minuten waren einfach zu viel für mich gewesen. Ich fühlte mich matt, gleichzeitig auch schwindlig und kam erst wieder richtig in die Realität zurück, als ich die haßerfüllte Stimme der Killerin hörte.

»Verdammt, Sinclair, was hast du getan? Ich will, daß du mir die Dinger da abnimmst!«

»Sie bleiben.«

»Scheiße, ich habe…«

»Hören Sie auf!« fuhr ich sie an.

Sie schwieg. »Und was hast du vor?«

»Die amerikanischen Behörden werden sich sicherlich freuen, wenn ich Sie ihnen überlasse.«

»Du bist ein Scheißkerl!« schrie sie. »Ein verdammter Scheißkerl. Eine Bullensau und…«

Ich hörte nicht hin, denn ich ging bereits auf die Kirche zu. Von dort lief mir ein Mann entgegen.

Den Priester hatte es nicht mehr in seinem Gotteshaus gehalten.

»Sie leben ja!« rief er erstaunt. Es klang so, als hätte er etwas anderes erwartet.

»Ja, warum nicht?«

»Aber das Grauen«, flüsterte er und schaute sich um. »Der lebende Tote, das alles…«

»Liegt zurück, Hochwürden. Ist vorbei. Wir werden uns keinerlei Sorgen mehr zu machen brauchen. Den einzigen Ärger werde ich noch haben, denn ich muß mich mit den deutschen Behörden auseinandersetzen. Es wird schwer sein, ihnen alles zu erklären.«

»Ich stehe Ihnen dabei zur Seite, Herr Sinclair.«

»Danke, Hochwürden, das ist nett.«

Er konnte wieder lachen und sagte: »Wissen Sie was? Jetzt könnten wir beiden einen selbstgebrannten Obstler vertragen. Finden Sie nicht auch?«

»Hochwürden, das ist der beste Vorschlag, den ich seit langem gehört habe…«

ENDE des Zweiteilers